

# Neu-Bräunfelser Zeitung.

Ein Organ der deutschen Bevölkerung von West-Texas.

Herausgegeben von Ferdinand Lindheimer.

Jahrgang 2.

Freitag, den 23. Juni 1854.

Nummer 31.

Die Neu-Bräunfelser Zeitung erscheint jeden Freitag und kostet vierteljährlich \$1 in Vorausbezahlung. Einzelne bis zu 10 Seiten, einmal inserirt, kosten \$1, dieselben dreimal inserirt \$1.50, dieselben auf 4 Jahr \$4.50, auf 5 Jahr \$7.50, und auf 1 Jahr \$12. Anzeigen von mehr als 10 Zeilen im Verhältnis. Abonnenten auf das Blatt zahlen für Inserirungen nur die Hälfte dieser Gebühren.

## Zur Nachricht

Auf mehrere an und gerichtete Anfragen wird hiermit ein Jahres-Abonnement auf die Neu-Bräunfelser Zeitung zu \$2, ein Vierteljahres-Abonnement 13 laufende Nummern derselben umfasst, und daß mit jeder beliebigen Nummer, also zu jeder Zeit, Abonnenten eintreten können. Der Abonnementspreis von \$4 — pro Jahr, \$2 — pro Halb- und \$1 — pro Vierteljahr ist im Voraus zu entrichten; die Gebühren für Inserirungen, zu denen sich unser Blatt bei seiner täglich wachsenden Verbreitung vorzüglich eignet, ebenfalls.

Zur Annahme von Abonnementsgeldern und Anzeigengebühren haben sich gültig erhoben und sind ermächtigt worden, Herr Petermann in Austin-City, Herr Dr. A. Verchmann in Belleville, Ill.; Herr Geo. Pfeiffer in Corpus Christi; Herr Professor Wille in La Grange; Herr D. v. Weber in Zister-Burg; Herr W. Köhler in Friederichsburg; Herr A. H. Postmaster Johnson in Vastrop; Herr D. W. Uppermann in Seguin; Herr Capt. A. Buchel in Indianola; Herr W. Bellinger in San Antonio.

Abonnements, welche nicht vor Ablauf aufgeführt werden, werden als auf weitere erneuert betrachtet, und Anzeigen ohne Angabe, wie viele Male sie einziger werden sollen, so lange wiederholt, bis Gegenorder erfolgt.

## Die Redaction.

Wir sind beauftragt Herrn Malcolin G. Anderson als Candidaten für das Amt eines District Attorney's des 4. Gerichtsbezirks, bestehend aus den Counties Comal, Guadalupe, Gillespie, Medina, Uvalde und Bexar, anzuzeigen.

Die Redaction.

Wir sind beauftragt Herrn George S. Noonan von Medina County als Candidat für District Attorney's des 4. Gerichtsbezirks bei der nächsten August bevorstehenden Wahl anzuzeigen.

Wir sind beauftragt Herrn Frank Egan von San Antonio als Candidaten für das Amt eines District Attorney's des 4. Gerichtsbezirks anzuzeigen.

Die Redaction.

Wir sind beauftragt Herrn G. Schleider als Candidaten für das Amt eines District-Surveyors für Bexar-District anzuzeigen.

Wir sind beauftragt Herrn A. G. Martin als einen Candidaten für das Amt eines Clerks der District Court von Guadalupe County anzuzeigen. Die Wahl wird nächsten August stattfinden.

Wir sind beauftragt Herrn Dr. J. Köster als Candidaten für das Amt eines Chief-Justice für Comal County anzuzeigen.

Wir sind beauftragt Herrn Sebastian als Candidaten für das Amt eines County Clerk in Comal County anzuzeigen.

Wir sind ermächtigt Herrn Ulrich als Candidaten für das Amt eines Sheriff's anzuzeigen.

Wir sind beauftragt Herrn F. C. R. E. zu der nächsten Augustwahl als Candidaten für das Amt eines Clerk of the District-Court anzuzeigen.

Wir sind ermächtigt Herrn Julius Eggeling als Candidat für das Amt eines Assessors und Collectors von Comal-County anzuzeigen.

## Die Frau des indianischen Jägers.

Tom Cooper war ein acht amerikanischer Trapper. Leicht aber kräftig gebaut, mit klarem, gebührendem schönem Gesicht, sicher und unermüdeten Hant, war er für das Leben des Jägers wie geschaffen. Seit vielen Jahren wußte er nicht, was eine Heimat ist und lebte wie die Thiere, auf die er Jagd machte, von einem Orte zum andern umherwandernd, um die Spur des Wildes zu verfolgen. Alle die Tom kannten, waren deshalb sehr erstaunt, ihn plötzlich mit einer jungen Frau sich drei Meilen von der Harm eines Präriens niederlassen zu sehen. Die Einen behaupteten das arme junge Geschöpf, das ein

so einfames Leben zu führen verurtheilt war, während die Andern sagten: „Wenn sie thöricht genug war, ihn zu heirathen, so ist es ihre eigene Schuld.“ Weinade vier Monate blieb Tom zu Hause und beschäftigte sich damit, die alte Hütte, die er zu seiner Wohnung bestimmt hatte, begablicher zu machen. Er steckte ein kleines Stück Land rings um die Hütte aus, und Susanna hoffte, er werde sich nun als Anfänger ruhig niederlassen. — Aber diese glücklichen Träume verschwanden eben so rasch wieder, denn so bald dieses geschähen, begann er sein irrendes Leben wieder und war oft ganze Wochen abwesend, während welcher Zeit er seine Frau allein, aber nicht ohne Schuß ließ, denn seit seiner Verheirathung mußte der alte Nero, sein Viehliebling, immer als ihr Wächter zu Hause bleiben. Es war ein edles Thier — eine Erinnerung des alten schottischen Jagdhundes mit dem Schweißhund. — Er würde den Indianer eben so gut, als das Rothwild und den Bären gejagt haben, was, wie Tom sagte, „als ein Beweis gelten könne, daß die Rothhaut eine Art Wildpret sei, sonst würde das unvernünftige Thier nicht Jagd auf sie machen, während es sich um den Weissen nicht kümmerte.“

Frühzeitig an einem klaren kalten Morgen wurde Susanna durch einen starken Lärm geweckt, welchem ein heftiges Bellen Nero's folgte. Sie erinnerte sich, daß sie ihn am Abend zuvor wie gewöhnlich in das Haus geschloffen. Vermuthlich, er werde einen einfamen Wolf oder Bären wittern, der auf Raub ausgehe, kummerte sie sich nicht weiter darum; wenige Augenblicke später jedoch hörte sie einen schrillen, wilden Schrei, der ihr das Blut in den Adern erstarren machte. Von ihrem Bette aufspringend, ihre Kleider umwerfen und aus der Hütte eilen, war das Werk eines Augenblicks. Sie glaubte zu ahnen, wessen Spur der Hund folgte. Schreckliche Geranken durchkreuzten ihren Sinn; rief Nero mit lauter Stimme und zu ihrer Freude stürzte er aus dem Gehölg hervor. Als der Hund näher kam, sah sie, daß er nur mit Mühe gehen konnte und ein großes, schwarzes Geschwür in seinem Maule trug. Die Sinne schwanden ihr, sie fühlte einen kalten Schauer durch ihre Glieder rieseln. Aber Susanna war die Tochter eines Jägers und ihr ganzes Leben lang gewöhnt gewesen, Zeuge von Gefahren und Schrecken zu sein, in dieser Schale hatte sie die natürliche Muthigkeit ihres Charakters lehrreich gelernt. Mit großer Anstrengung hatte sie sich wieder gefaßt, als Nero zu ihren Füßen ein kleines indianisches Kind von 3-4 Jahren niederlegte. Sie deutete zu ihm hin, aber es war regungslos; sie legte die Hand auf seine kleine kalte Brust; das Herz hatte aufgehört zu schlagen — es war todt. Man sah die tiefen Spuren der Zähne des Hundes, der übrige Theil des Körpers war unversehrt. Der alte Nero hatte die großen hellen Augen auf die Herrin gebietet, als erwartete er für seine That belohnt zu werden, und schien erstaunt, als er in ihr erschrockenes Antlitz blickte. Aber Susanna stieß ihn von sich, und das stolze Thier, das einen Indianer wie ein Wild niedergeworfen hätte, froh demüthig zu den Füßen seiner jungen Herrin heran. Susanna trug den kleinen Leichnam sanft in ihren Armen nach der Hütte und legte ihn ihr eigenes Bett. In ihrer ersten Aufregung ergriß sie ein geladenes Gewehr, das über dem Kamine hing, um den Hund niederzuschießen; aber sie fühlte, daß sie es nicht könne, denn in ihrem einfamen Leben erschien ihr das treue Thier wie ein theurer und gewiegter Freund, der sie liebte und bewachte, wie einen köstlichen Schatz, welcher ihm anvertraut worden. Auch dachte sie daran, was ihr Gatte sagen würde, wenn er bei seiner Heimkehr den alten Kameraden todt fände. Susanna hatte Tom nie zornig werden sehen. Ihr Gatte er nicht als Freundlichkeit gezeigt; aber sie fürchtete ihn eben so sehr, als sie ihn liebte, denn es glühte ein Feuer in seinen Augen, das von tiefen und wilden Eigenschaften zeugte, die in seiner Brust begraben lagen, und sie wußte, daß ein Indianerstamm gegen seinen Viehliebling leicht in die Wagschale fallen würde.

Nachdem sie Nero fest angebunden, durchsuchte Susanna mit schmerzlichen Herzen die nächste Umgebung der Hütte. An verschiedenen Plätzen bemerkte sie die Spuren eines kleinen Fußes, der jedoch nicht so klein war, daß er einem Kinde hätte angehören

konnte. Die Spuren waren tief eingedrückt und schienen nicht von dem leichten, schlüpfrigen Tritten einer Indianerin zu kommen. Aus diesen Umständen schloß Susanna, daß die Frau ihr Kind getragen, als sie von dem Punkte angegriffen worden. Nichts deutete darauf hin, warum sie der Hütte so nahe gekommen; wahrscheinlich war die Hoffnung auf einen kleinen Raub die Ursache gewesen. Susanna wagte es nicht, sich weit vom Hause zu entfernen und suchte das Fenster oder vielmehr das Loch, wo das Fenster gewesen, zu versperrern, denn der gewaltige Hund hatte in seinem Laufe den ganzen Rahmen ausgehoben und das Glas in tausend Stücke zertrümmert. Als dies gethan, grub Susanna ein Grab und legte den kleinen Indianerkind hinein. Sie machte es ganz nahe bei der Hütte, denn sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Wölfe die jarten Glieder ausscharrten, und hier wußte sie, daß die Leiche sicher sei. Am folgenden Morgen kehrte Tom heim. Er hatte wenig Blut gehat und wollte in einigen Tagen nach der entgegengesetzten Richtung auf die Jagd gehen.

„Susanna“, sagte er, „als er ihre traurige Geschichte gehört, ich wünschte, Du hättest das Kind dort gelassen, wo es der Hund gefressen; die Indianerin wird sicher ihr Kind suchen, und es ist schrecklich, wenn sie es nicht findet. Die Rothhaut werden sich gewiß an uns rächen, während sie's sonst wohl für einen unglücklichen Zufall gehalten hätten.“

„Weßhalb glaubst du, daß die arme Frau hierher kam?“ sagte Susanna. „Ich hab niemals eine Indianerin so nahe bei unserer Hütte.“

Ein dunkler Schatten floß über die Stirn ihres Gatten. Er antwortete nicht, nur als sie die Frage wiederholte, sagte er ärgerlich: „Wie kann ich's wissen? Du könntest mich eben so gut über die Gründe eines Bären, als eines Indianers fragen.“

Tom blieb lange ganz zu Hause, um das zerbrochene Fenster auszubessern und ein kleines Stück Land mit indianischem Korn zu bepflanzen; dann begab er sich wieder auf die Jagd und sagte, sie dürfe seine Rückkehr nicht vor einem Monat erwarten. „Wenn die Indianerin wieder des Weges kommt, sagte er hinzu, so gieb ihr, was Du von entbehrlichen Lebensmitteln hast; sie wird freilich wohl nicht kommen, denn die Indianer sind außerordentlich stolz.“ Susanna erkaunte über das Interesse, das er an der Frau nahm, und gedachte oft des finstern Blickes und Tom's Schweigen über diesen Gegenstand. Sie wußte nicht, daß er auf seinem letzten Jagdausflug einen Indianer, der ihn beobachtete, als er einige Hüte verkauft, die er bei seiner Rückkehr holen wollte, eben so unheimlich wie einen Wolf niederschloß. Als Tom wieder an den Ort kam, war der Leichnam verschwunden und in dem weichen feuchten Boden gedrückt man die Fußspuren einer Indianerin und ihres Kindes. Nun schmerzte ihn seine That, er dachte an den Kummer der armen Wittwe, und wie schwer es ihr werden würde, zu leben, bis sie zu ihrem Stamme gelangte, der seine Hand fuße der Felsenberge wohnte, und der Gedanke, daß sie durch ihn auch ihr Kind verloren, erweckte Gefühle in ihm, die seine Brust noch nie bewegten. Er dachte, daß ein Wort Nothe und Hilfe geschafften, und wie manchen Indianer seine niemals seltsames Noth in die Welt geschickt, und vielleicht waren diese viel mehr für ihr schönes Jagdleben geschaffen, als er für den Himmel der Weissen, in dieser Stimmung schien ihm jedes Wort seiner Gattin ein Vorwurf und er war froh wieder allein mit seiner Hütte und seinen Hund in dem Walde zu sein.

Am dritten Tag nach Tom's Weggang sah Susanna gegen Abend bei der Arbeit, als sie plötzlich an der Thür etwas krachen und winseln hörte; Nero, der eben ihr lag, bellte nicht, sondern sprang nach der Thüre und blüdete die Zähne, was er gewöhnlich that, wenn er sich freute. Susanna öffnete, und zu ihrem großen Entsetzen traten die beiden Hunde, die ihr Gatte mit sich genommen, in die Hütte. Sie schienen ganz erschöpft zu sein und waren von Schweiß überzogen. Anfangs glaubte sie, Tom habe ein Wild in der Nähe erlegt, und bringe ihr eine frische Gabe für den Heerd; aber er war nirgend zu finden.

Sie verließ eilends die Hütte und erreichte atemlos und durch die übermäßige Anstrengung erschöpft die Wohnung des Präriens.

John Willton und seine drei Söhne kamen soeben von der Auspostung zurück, als Su-

anna in ihre wohnliche Küche trat; ihr langgeschnittenes Haar, das auf die Schultern herabfiel, und die mit Blut unterlaufenen Augen gaben ihrer Erscheinung das unheimliche Aussehen einer Wahnsinnigen. Mit wenigen unzusammenhängenden Worten forderte sie sofort auf, mit ihr aufzubrechen, um ihren Gatten zu suchen. Sie sehten ihr vergeblich auf einander, daß es nutzlos wäre, um diese Stunde Nachforschungen anzustellen, und unmöglich, eine Spur in der Dunkelheit zu verfolgen. Sie aber sagte, „dann werde ich selbst und alleine gehen, sie werde ihn sicher finden.“

Die Järmer sahen sich zuletzt genöthigt, Gewalt zu brauchen, um sie zu verhindern, daß sie das Haus verließ.

Am nächsten Morgen saßen bei Tagesanbruch Willton und seine beiden Söhne zu Pferde und waren in Begriff wegzureiten; sie wollten Nero mitnehmen, aber nichts vermochte ihn, seine Herrin zu verlassen; er leistete einige Zeit passiven Widerstand, bis einer von den jungen Leuten einen Strick um seinen Hals zu schlingen und ihn mit sich fortzuführen suchte; da hatte seine Gebuld ein Ende, er sprang auf seinen Feind los, warf ihn zu Boden und wüdete ihn erschreckt haben, wäre Susanna nicht zugegen gewesen. Da sie einsehen, daß es nicht möglich sei, Nero mitzunehmen, ritten sie ohne ihn weg, waren aber einige Meilen weit gekommen, als er und seine Herrin an ihrer Stelle erschienen. Sie hatten Susanna zurückzuführen, sprachen ihr von den Mühseligkeiten, die sie ertragen müßte und daß sie sie hindere. Es half Nichts; sie hatte nur eine Antwort: „Ich bin eines Jägers Tochter und eines Jägers Weib.“

Sie sagte, da sie wohl gewußt, wie wichtig Nero bei ihren Nachforschungen sei, habe sie sich Geheim ein Pferd genommen und sei ihnen gefolgt.

So ritten sie denn alle vier nach Tom Cooper's Hütte und führten, nachdem sie abgeessen, ihre Pferde durch den Wald, indem sie die Spur in dem niedergeetretenen Grafe verfolgten, was nur die an das Leben in der Wildnis gewöhnten Menschen im Stande sind.

Zu Nacht legten sie sich auf den Boden, nur mit ihren bledenen Särensellen bedeckt; für Susanna bereitete ein Bett von trockenem Gras, aber sie weigerte sich, es zu benutzen, indem sie sagte, es sei ihre Pflicht, die gleichen Mühseligkeiten, wie sie, zu ertragen. Sie hatte auch seit ihrem Weggange nicht die leiseste Umgebend an den Tag gestellt.

Doch! jart und sein gekant, schien sie doch keinen Augenblick ermüdet; ihr ganzes Wesen leuchtete nur ein seltsam glühendes Licht — den Leichnam ihres Gatten zu finden, denn sie hatte vom ersten Augenblick darauf verzichtet, ihn nie wieder lebendig zu sehen. Dieser Wunsch ließ sie alles Andere übersehen und vergessen.

Frühe am andern Morgen waren sie wieder auf dem Wege. Morgen Mittag, als sie über einen Bach sprang, stürzte der Hund plötzlich von ihnen weg und verlor sich im Dickicht. Anfangs glaubten sie, er werde die Fährte eines Rothwildes oder Bären gefunden haben; aber ein langes unheimliches Geknurre sagte ihnen bald die traurige Wahrheit, denn unsern vom Bache lag das treue Thier auf der Leiche seines Herrn, dessen Herz von einem indianischen Pfeile durchbohrt war.

Der Mörder hatte es offenbar wegen der Hünde nicht gewagt, näher zu kommen, denn der Leichnam lag noch da, wie er gefallen, — nicht mal die Hinte war geraubt. Keine andere Spur von Indianern war zu entdecken, als die eines leichten Fußes, den man sogleich für den der Indianer hielt. Susanna zeigte seinen Schmerz beim Anblick des Leichnams; sie behauptete dieselbe erzwungene Ruhe und schien getroffen, daß man ihn gefunden hatte.

Der alte Willton blieb bei ihr, um die Leberreste des theuern Gatten zu beschnitten, und seine beiden Söhne machten sich wieder auf den Weg, um die Spur zu verfolgen, die sie bald auf die offenen Prairien führte, wo sie in dem hohen, dichten Grafe leicht zu finden war. Sie ritten den ganzen Nachmittag fort. Am andern Morgen bei Tagesanbruch waren sie wieder zu Pferde und verfolgten die Spur bis zu den Ufern eines breiten aber feichten Flusses. Dort saßen die Leberreste eines Fisches. Einer der Brüder streckte die Hand in die Wische, welche noch warm war.

Sie sehten über den Fluß; in dem weichen Sande des andern Ufers sahen sie wieder die Spuren des kleinen Fußes. Dann aber jagten sie verloren, denn das hohe Gras war

von einem jener furchtbaren Feuer verzehrt die so häufig Verwüstungen in den Ebenen der Prairien anrichten; in dem niederen jarten Grafe war es selbst für das Auge des Indianers unmöglich, eine Spur zu verfolgen.

Sie waren im Begriff ihre Nachforschungen einzustellen, als Richard, der Jüngere von beiden, seines Bruders Aufmerksamkeit auf Nero lenkte, der aus eigenem Antrieb seine Herrin verlassen, um sie zu begleiten, als ob er nur zu wohl. Sie bat sie, die Indianerin bei ihr zu lassen; „Ihr habt Niemand“, sagte sie, „der sie pflegen und warten könnte, wie ich; auch wäre es nicht recht, wenn ich Euch eine solche Last auferlegte.“

Obwohl sie nicht Willens waren, ihr die sordliche Last der Pflege der Mörderin ihres Mannes aufzubürden, so müßten sie doch gesehen, daß sie Recht habe, und da sie sahen, wie ernstlich sie es wünschte, willigten sie endlich ein, die Indianerin ihrer Sorge anzuvertrauen.

Viele Wochen pflegte Susanna ihre Feindin so zärtlich, als wäre es ihre Schwester. Anfangs lag sie ganz bewegungslos da und sprach selten, dann verfiel sie in ein Delirium und raste, wie eine Wahnsinnige.

Susanna konnte natürlicherweise nicht verstehen, was sie sagte, aber sie wandte sich oft schauernd ab, wenn die Indianerin sich vom Bette zu erheben suchte und ihre Arme bewegte, als spannte sie einen Bogen; dann schrie sie wieder laut und bedeckte sich ängstlich mit den Kleidern, indem sie in ihrem Delirium alle Schrecken wiederholte, die sie durchlebte.

Nach und nach kehrte ihre Vernunft wieder; sie erholte sich allmählich, schien jedoch unruhig und unglücklich und konnte den Anblick Nero's nicht ertragen.

Der erste Beweis der wiederkehrenden Vernunft, den sie zeigte, war das laute Aufschreien des Geschreies, als er einst seiner Herrin in das Zimmer folgte, wo sie lag.

Eines Morgens vernahm sie sie; sie suchte in der Hütte, aber sie war fort, ohne von ihrer freundlichen Wohlthäterin Abschied genommen zu haben.

Wenige Jahre später hörte Susanna Cooper eines Nachts heftiges Klöpfen an der Thüre, das mehrmals und immer härter wiederholt wurde, bis sie öffnen konnte.

Sie fragte, wer noch so spät in der Nacht klopfte. Einige unverständliche Worte in irrefühlichem Dialecte waren die Antwort, und Susanna konnte sich Glück wünschen, gesund zu bleiben, ehe sie öfnete.

Als sie jedoch wieder laut schrie, hörte sie deutlich die nämliche Stimme klaglich sagen: „Mach! mach!“ und erkannte in ihr die Indianerin, die sie gepflegt.

Die Thüre wurde augenblicklich geöffnet und die Indianerin stürzte in die Hütte, ergriff Susanna am Arme und machte ein Zeichen, daß sie ihr folgen solle. Sie war zu sehr angeregt, um sich der weissen englischen Worte zu erinnern, die sie während ihres Aufenthaltes bei der weissen Frau aufgefaßt. Sie brühte jedoch ihre Meinung mit der dem Mienenspiel der Indianerin eigenthümlichen Klarheit aus und zog Susanna aus der Hütte fort.

Sie hatten kaum den Saum des Waldes erreicht, als sie das Geschrei der Indianer hörten.

Nachdem die Führerin ein Stück Weges mit Susanna in den Wald gegangen war, verließ sie sie. Weinade vier Stunden lag sie dort, halb todt vor Kälte und Angst, nicht wagend, ihr Versteck zu verlassen. Sie sah die Flammen der Wohnung, wo sie so manche einsame Stunde verlebte, über den Bäumen emporsteigen und hörte das schrille Geschrei der heimkehrenden Indianer. Nero der neben ihr lag, erhob sich plötzlich und bellte laut.

Schleichend kam eine dunkle Gestalt durch die Bäume nach dem Orte, wo sie lag. Sie gab sich für verloren; aber es war die Indianerin, die zu ihr kam, und einen Beutel mit Geld zu ihren Füßen niederfallen ließ. Der Rest der Ersparnisse ihres Mannes. Das dankbare Geschöpf wußte, wo er aufbewahrt wurde und während die Indianer damit beschäftigt waren, die Hütten und andere ihnen wichtige Gegenstände zu untersuchen, hatte sie ihn unbedenkt fortgetragen.

Sie machte mit dem Arme eine Bewegung, um anzudeuten, daß Alles ruhig sei, und deutete in der Richtung von Willton's Haus. Damit war sie unter den Bäumen verschwunden.

Richard hob sie auf sein Pferd und sprang selbst in den Sattel, indem er den brinabehelosen Körper vor sich legte. Das arme Geschöpf sprach kein Wort. Mehrmals hielt sie an, in der Meinung, sie sei todt; der Puls allein sagte ihnen, daß der Geist der irdischen Hülle noch nicht entflohen.

Als sie den Fluß erreichten, über den sie früher gepöht, wuschien sie die Wunden und bespritzten ihr Gesicht mit Wasser. Dies schien sie zu beleben, und als Richard sie wieder in seine Arme nahm, um sie auf sein Pferd zu legen, glaubte er sie auf Jrocksfuß: „Gerächt!“ murmelte zu hören.

Es war ein seltsamer Anblick, diese beiden muthigen Männer so ängstlich besorgt um das Wesen zu sein, das sie vor wenigen Stunden hatten ermorden wollen; sie suchten mit großer Sorgfalt das Blut zu stillen, das aus den Wunden floss, die sie ihr geschlagen. Es hatte ihnen Sünde geschienen, die Indianerin sterben zu lassen; aber sie beruhten nicht, ihr diese Wunden beigebracht zu haben und hätten es wohl gerne gegeben, wenn sie tödtlich gewesen; aber sie würden einen verwundeten Feind, selbst einen indianischen Krieger nicht getödtet haben, wie viel weniger eine Frau.

Sie sehten ihren Marsch bis Mitternacht fort und gönnten dann ihren müden Pferden Ruhe. Nachdem sie die Indianerin in ihre Barrakete gebüllt, legten sie sich selbst, ohne andere Bedeckung als ihre Kleider, nieder. Sie hatten sich reichlich mit Mundvorrath versehen, da sie nicht wußten, wann sie wieder heimkehren würden. Brod, getrocknetes Wildpret und der Branntwein, der noch in ihren Flaschen geblieben, wurden mit der Indianerin getheilt.

Am Abend des folgenden Tages erreichten

sie des Trappers Hütte, wo sie nicht wenig erstaunt waren, Susanna zu finden.

Sie sagte ihnen, wie sehr John Willton sie geliebt, bei ihnen zu bleiben, so könne sie es doch nicht über sich gewinnen den Ort zu verlassen, wo alles sie an den erinnere, an den zu denken jetzt ihr einziger Trost bleibe, und daß, so lange Nero bei ihr sei, sie nichts fürchte.

Sie hatten nicht nötig, ihre traurige Geschichte zu erzählen. — Susanna ahnte alles nur zu wohl. Sie bat sie, die Indianerin bei ihr zu lassen; „Ihr habt Niemand“, sagte sie, „der sie pflegen und warten könnte, wie ich; auch wäre es nicht recht, wenn ich Euch eine solche Last auferlegte.“

Obwohl sie nicht Willens waren, ihr die sordliche Last der Pflege der Mörderin ihres Mannes aufzubürden, so müßten sie doch gesehen, daß sie Recht habe, und da sie sahen, wie ernstlich sie es wünschte, willigten sie endlich ein, die Indianerin ihrer Sorge anzuvertrauen.

Viele Wochen pflegte Susanna ihre Feindin so zärtlich, als wäre es ihre Schwester. Anfangs lag sie ganz bewegungslos da und sprach selten, dann verfiel sie in ein Delirium und raste, wie eine Wahnsinnige.

Susanna konnte natürlicherweise nicht verstehen, was sie sagte, aber sie wandte sich oft schauernd ab, wenn die Indianerin sich vom Bette zu erheben suchte und ihre Arme bewegte, als spannte sie einen Bogen; dann schrie sie wieder laut und bedeckte sich ängstlich mit den Kleidern, indem sie in ihrem Delirium alle Schrecken wiederholte, die sie durchlebte.

Nach und nach kehrte ihre Vernunft wieder; sie erholte sich allmählich, schien jedoch unruhig und unglücklich und konnte den Anblick Nero's nicht ertragen.

Der erste Beweis der wiederkehrenden Vernunft, den sie zeigte, war das laute Aufschreien des Geschreies, als er einst seiner Herrin in das Zimmer folgte, wo sie lag.

Eines Morgens vernahm sie sie; sie suchte in der Hütte, aber sie war fort, ohne von ihrer freundlichen Wohlthäterin Abschied genommen zu haben.

Wenige Jahre später hörte Susanna Cooper eines Nachts heftiges Klöpfen an der Thüre, das mehrmals und immer härter wiederholt wurde, bis sie öffnen konnte.

Sie fragte, wer noch so spät in der Nacht klopfte. Einige unverständliche Worte in irrefühlichem Dialecte waren die Antwort, und Susanna konnte sich Glück wünschen, gesund zu bleiben, ehe sie öfnete.

Als sie jedoch wieder laut schrie, hörte sie deutlich die nämliche Stimme klaglich sagen: „Mach! mach!“ und erkannte in ihr die Indianerin, die sie gepflegt.

Die Thüre wurde augenblicklich geöffnet und die Indianerin stürzte in die Hütte, ergriff Susanna am Arme und machte ein Zeichen, daß sie ihr folgen solle. Sie war zu sehr angeregt, um sich der weissen englischen Worte zu erinnern, die sie während ihres Aufenthaltes bei der weissen Frau aufgefaßt. Sie brühte jedoch ihre Meinung mit der dem Mienenspiel der Indianerin eigenthümlichen Klarheit aus und zog Susanna aus der Hütte fort.

Sie hatten kaum den Saum des Waldes erreicht, als sie das Geschrei der Indianer hörten.

Nachdem die Führerin ein Stück Weges mit Susanna in den Wald gegangen war, verließ sie sie. Weinade vier Stunden lag sie dort, halb todt vor Kälte und Angst, nicht wagend, ihr Versteck zu verlassen. Sie sah die Flammen der Wohnung, wo sie so manche einsame Stunde verlebte, über den Bäumen emporsteigen und hörte das schrille Geschrei der heimkehrenden Indianer. Nero der neben ihr lag, erhob sich plötzlich und bellte laut.

Schleichend kam eine dunkle Gestalt durch die Bäume nach dem Orte, wo sie lag. Sie gab sich für verloren; aber es war die Indianerin, die zu ihr kam, und einen Beutel mit Geld zu ihren Füßen niederfallen ließ. Der Rest der Ersparnisse ihres Mannes. Das dankbare Geschöpf wußte, wo er aufbewahrt wurde und während die Indianer damit beschäftigt waren, die Hütten und andere ihnen wichtige Gegenstände zu untersuchen, hatte sie ihn unbedenkt fortgetragen.

Sie machte mit dem Arme eine Bewegung, um anzudeuten, daß Alles ruhig sei, und deutete in der Richtung von Willton's Haus. Damit war sie unter den Bäumen verschwunden.

Susanne erreichte die Hüte des Quadrats bei Tagesanbruch. Raum hatten Wilson und seine Söhne die traurige Geschichte vernommen, als sie nach dem Orte der That eilten. Nichts war übrig als ein Nischenkaufen. Höchstens drei bis vier Indianer hatten diese Verwählung angetreten, da jedoch ein mächtiger Stamm in der Nähe schwärmte, wäre es zu verwegem gewesen, sie zu verfolgen. Von dieser Zeit lebte Susanne bei den Wilson's.

Sie war dem alten Mann eine Tochter, eine Schwester den Söhnen, welche oft sagten: „Die Indianer hätten ihnen keinen größeren Dienst erwiesen können, als indem sie Susanne Cooper's Hüte niedergerannt.“

[Korrespondenz.]  
Werter Herr Editor!

Bei der heutigen Lage der Cuba-Frage mag es vielleicht manchem Leser Ihres gezeichneten Blattes nicht ganz uninteressant sein, etwas über dieses Land zu erfahren, das so sehr die Aufmerksamkeit, welche ihm augenblicklich gezollt wird; verdient. Ich bin deshalb so frei, Sie mit einer kleinen Beschreibung des Theiles der Insel, welchen ich gesehen; so wie mit meinen Beobachtungen, die ich dort zu bestehen hatte, bekannt zu machen.

Nehmen Sie diese Zeilen als unter dem Einflusse des Augenblicks und ohne Ueberzeugung geschrieben an, und lassen Sie mich hoffen, daß dieses Product meiner ungrübelten Feder von Ihrer Seite, sowie von der ihres gelehrten Publicums mit gütiger Rücksicht entgegengenommen wird.

Ernst Miggelt.

Aus meinem Tagebuch.

Den 15. Mai. — Die friedlich-schöne caribische See lag vor uns. Brandung lächelt dieser große blaue Spiegel dem aus dem rauhen kalten Norden kommenden Reisenden entgegen. Bei dem Anblick dieser ruhigen Gewässer vergißt man bald und leicht die Mühen und Beschwerden einer Seefahrt. Rechts und links tauchen kleine Inseln auf, deren Berge mit Palmen gekrönt sind, bis endlich am ferne Horizont die hohen Bergketten der Insel Cuba sichtbar werden. Schon diese malerisch gruppierten Berge berechtigen zu großen Erwartungen, aber alles wird übertrumpft, sobald das Schiff an Castella del Muro angelangt, eine schnelle Wendung links machend die bezaubernde schöne Bucht von Habana erreicht. Die Stadt mit ihren nach getrockneten Häusern, hohen Kirchen und alten Schlössern, die sich auf ihren Jann in der Höhe erheben, zeigt die geschnittenen Gärtenanlagen, die nicht bis zur Bucht hinreichen. Alles dieses macht auf denjenigen, der lange Zeit nur die dunkeln Storehäuser der nordamerikanischen Städte vor sich hatte! einen märchenhaft bezaubernden Eindruck; selbst die nicht unbedeutenden Festungswerke, die den Hafen umgeben, tragen nicht wenig zur Verschönerung der Scene bei.

Die Bucht wimmelt abgesehen von Schiffen aller Nationen voll von reich geschmückten Booten in allen Größen, von der des Capitan-General, die von vierzig Negern gerudert wird, herab bis zu der kleinen Schale, die kaum ihren Führer tragen kann. Das Gewimmel der Menschen an dem mit immergrünen Bäumen besetzten Ufer zeigt den großen Verkehr dieser Insel an. Jeder geht dort ganz weise getrieben nur mit Aussehen der fast gänzlich nackten Neger, die hier zu härterer und strengere Arbeit angehalten werden, denn an irgend einem andern Orte der Welt. Das Dampfgeschiff, nachdem es die Stadt passiert hat, hält nun am äußersten Ende der Bucht unter den Kanonen der Festung an, und nun ist es an der Zeit, in welcher gezeigt werden soll, wer noch der Herr dieser Insel ist. Eine Gondel mit Soldaten in weißer Uniform naht sich nun dem Schiffe, zwei Offiziere revidiren die Pässe, während welcher Zeit die Kanonen der Wälle auf das Schiff gerichtet bleiben, dann werden Permits ausgestellt, welches man sogleich als Eingangsgeld auf Menschenfleisch ansehen mag. Alles ist so eingerichtet, daß man nur mit vielen Kosten und großer Mühe an's Land gelangen kann, der Verkehr, das commercielle Interesse tritt in den Hintergrund, der militärische Jopf aber ist es, der sein Beachtete sein will.

Die Stadt mit ihren sehr engen Straßen wimmelt voll Militär, und bei Begegnung eines Priesters im Ornat hat man den Hut abgenommen, wenn man nicht inoffiziell sein will. Endlich nach einigem Durchdrängen gelangt man auf die Plaza de las armas, ein kleiner offener mit Palmen besetzter Platz, der von einigen in der Pracht dieser Nation prägnanten Anlagen umschlossen wird. Der Theil der Schloßer und Häuser in diesem Stadttheile ist hübsch, sogar geschmackvoll zu nennen, aber hier, sogleich als sie, wo Polizei und Spione jeden Schritt und jedes Wort des Fremden belauschen. Die innere Einrichtung der Häuser ist eben so schön, wie dem Klima angemessen. Viele Korridore mit Marmor gefestigt umgeben den Hofraum, in welchem die Blumen und Früchte zu jeder Jahreszeit prangen, alle Fenster haben Bil-

der aber keine Glascheiben. Die Zimmer sind hoch und sehr luftig, mit einem Bette ist man auch bald fertig, es besteht aus einem hölzernen Bock, über den eine Leinwand gespannt ist und aus einer Schlafrolle. Die Nachbetten bestehen größtentheils aus Früchten, die aber auch in einer Varietät, Früchte und Menge aufgetragen werden, wie wohl nirgend anders in der Welt. Die Hitze des Tages ist groß doch nicht unerträglich, da auf dieser Insel ein beständiger Zugwind herrscht, und kaum ist die Sonne ins Meer gesunken, so sieht man den größten Theil der Bevölkerung der Plaza zu treten um dort die Abendmusik zu hören und die schöne Welt zu bewundern. Die Damen kommen in Volant angefahren und zwar im Ballsaale. Während der Musik wird von dem Offizier der Wache das Abendgebet commandirt. Alles ist hell erleuchtet. Jeder lacht und scherzt, bis um zehn Uhr Japsenreich geschlossen wird, worauf die folgenden Kinder nach Hause gehen. Wer nach dieser Zeit außerhalb der Thore ist, wird arretirt und 14 Tage lang ins Loch gesperrt.

Es ist fast eine Unmöglichkeit für einen aus den Vereinigten Staaten kommenden Reisenden, nicht mit der Polizei in Conflict zu kommen, so ist es auch unter andern verbietet, amerikanische und englische Zeitungen mit auf die Insel zu bringen. Ein Amerikaner, den ich dort kennen lernte und der seit langer Zeit hier ein Geschäft betrieben, versicherte mir, seit zwei Jahren alle Briefe erbrochen von der Post bekommen zu haben. So könnte noch manches angeführt werden, allein selbst die niederträchtlichen Uebergriffe der Polizei sind immer noch Entschuldigend in den Spaniern, die hierin das einzige Mittel sehen, um jede Erhebung der Creolen zu unterdrücken und um die Insel ihrer Nation zu erhalten.

Häufig hat ich Gelegenheit mit Deutschen und Amerikanern mich über die sogenannte Cuba-Frage mit leiser Stimme zu unterhalten, und bege ich die moralische Ueberzeugung, daß binnen hier und wenigen Jahren das besetzte Banner auf den hohen Thürmen der Castella flattern wird. Unter der Regierung des vorigen Gouverneurs war es zuerst, daß man die Spaltung der beiden Haupt-Parteien von Seiten der Regierung mit Gewalt herbeigeführt hat. Spanier und Creolen leben hier so getrennt von einander wie nur immer möglich, da aber die Spanier die Gewalt auf ihrer Seite haben, so suchen die Creolen einen Stützpunkt in den Vereinigten Staaten. Die Expedition von Lopez war unglücklich, wie sich bei so schwacher Macht wohl denken ließ, und die natürliche Folge war eine noch größere Unterdrückung des Landes von Seiten der bestehenden Gewalt.

Die spanische Regierung kennt die moralische Kraft der Amerikaner, allein daß sie directe Ungerechtigkeiten bei den letzten Dampfschiffangelegenheiten begangen haben soll, ist nicht an dem; und was auch immer die amerikanischen Zeitungen von Verschlimpfung der Thaten sagen mögen, so haben namentlich bei der Affaire des Vlad Varez die Amerikaner, trotz auf die Macht und Größe ihres Volkes, sich Ungerechtigkeiten erlaubt, die die spanische Regierung ein Recht zu bestrafen hatte.

Meines Erachtens würde es sehr schwer sein ein historisches Recht aufzufinden, das den Anspruch der Amerikaner auf Cuba beweisen könnte. Wer aber in etwa bekannt ist mit dem Geiste dieser Nation, der wird mit mir die Hoffnung theilen, daß, sobald wir nur andere Männer an der Spitze unserer Regierung haben, es uns sicherlich nicht an der Gelegenheit zu einer Differenz mit Spanien fehlen wird. So sehr diese Idee auch manchem als räuberischer erscheinen mag, so kann ich nur erwidern, daß das Recht der Stärkern überall anerkannt wird. Die Namen der Sieger von St. Jacinto, die nun bei uns mit Ehrerbietung genannt werden, würden im Falle sie mit Unglück gekämpft hätten, auch als Rebellen, Mörder, und Diebe behandelt und betrachtet worden sein.

Ich möchte hier nur noch bemerken, daß, da sich augenblicklich eine laute Stimme in der Union erhebt, die auf Suspension der spanisch-nordamerikanischen Neutralitäts-Akte hofft, die Leute sehr zu bedauern wären, welche an einem Hülfsplatt-Jagd und der notwendigen Folge eines solchen Schrittes Antheil nehmen würden.

Cuba den Hülfsplatt freizugeben wäre die größte Schande, die Amerika jemals auf sich laden könnte, da die Suspension der Neutralitäts-Akte nur als ein Zeichen des Außerordentlichen und der Heiligkeit betrachtet werden kann, abgesehen davon, daß eine Armee mit dem einfachen Stern in ihren Fahnen nur die Aussicht hat dem Schicksal der Lopez'schen Schaar zu folgen.

Hier in Amerika ist man namentlich gerne dazu geneigt seinen Feind zu verachten, und so auch möchte eine solche Partei das spanische Heer nur zu gerne als feig und schwach darstellen, allein dem wird jeder widersprechen, der die spanischen Soldaten, wenn auch in Parade gesehen hat. Es sind alle große, schöne Gestalten, dem Klima angemessen montirt, sehr gut armet, wohl geritten und, was auch in Betracht gezogen sein will, dreimal

besser bezahlt, als wie die Soldaten der Vereinigten Staaten. Ich bin weit davon entfernt diese gut eingerichtete Armee als unüberwindlich darzustellen, nur möchte ich die Idee bestreiten, daß man in dem Spanien der Mexicaner Widerstand zu finden gedenkt.

Was die vielen und ausgezeichneten Werkzeuge anbelangt, so scheint mir dieses hier von weniger Bedeutung zu sein, denn der größte Theil der cubanischen Küste läßt große Schiffe bis auf wenige Fuß sich dem Lande nähern, und alle Festungen lassen sich, wenn auch nicht nehmen, doch umdrehen. Die Verhältnisse von Habana erstrecken sich sehr weit ins Land hinein, man sieht dort die herrlichen Paläste neben miserablen bölgernen Baracken stehen. Die Gärten, welche immer die Häuser der Reichen umgeben, sind mit vielem Orschwam und Fleiß angelegt. In einer Natur, die ohne des Menschen Hülfe Orangen, Bananen, Ananas, Palmen, Tamarinden und Limonen wachsen läßt, kann die menschliche Hand sich mit leichter Mühe ein Paradies erschaffen. Allein die ärmere Klasse der Spanier, die keine Negers hat, ist viel zu träge, um auch nur für den hier so angenehmen Schatten einiger Bäume zu sorgen. Ich weiß nicht zu erinnern, auch nur einen Weissen arbeiten gesehen zu haben, es sei denn mit Ausnahme jener unglücklichen Staatsgefangenen, die hier Ketten schleifend zu harter Arbeit über die Straße getrieben werden.

Ich hatte mehrmals Gelegenheit Plantagen zu besuchen und muß gestehen, daß die große Gutsfreundschaft dieses Volkes mich mit manchen Fehlern desselben wieder ausgeglichen hat. Der Wirth stellt sein Haus und seine Dienerschaft dem Gaste zu seiner Disposition, und bemüht sich, ihm seinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, selbst wenn er ohne irgend eine Einladung oder Einföhrung die Plantage besucht. Ein Pflanzer in Cuba ist gleich einem Fürst in seinem Reich, sein höchster Genuß ist die Ruhe, und der er nur ungerne erwaht, er ist reich genug sich allen Luxus zu verschaffen, und großam genug seine hunderte von Negern in 15hündiger Arbeit sich einen baldigen erlösenden Tod entgegen zu sehen: kostet ja doch ein guter schwarzer Negers nur \$300, ein Weißer (Afrikaner) nur \$50 und \$70 und somit bringt die große Schließlichkeit seiner Negers ihm geringeren Schaden, als überflüssige Arbeitskräfte nutzlos füttern zu müssen, da Brodpreis hier sehr theuer sind.

Allein Spanien ist nicht zufrieden damit und den Hund der Negersclaverei gebracht zu haben, nein, nach vierzehnhundert Jahren vergrößert es diese Schmach noch durch die Einföhrung der leibeigenen Chinesen. Diese Armeen verlockten Menschen geben ihrer Lage entgegen, die viel trauriger ist, als die Sklaverei der Schwarzen. Sie sind auf Zeit verkauft, bekommen zwar ein Lohn von 2 bis 3 Unzen, \$34 bis \$51 das Jahr, allein gesetzlich zur Arbeit gezwungen und ohne fähig zu sein, ihre geringen Rechte ihren Herren gegenüber vorsetzen zu können, ist die Behandlung dieser armen Menschen viel viel schlechter als die der Neger-Sklaven.

(Zählung folgt.)  
Reu-Brunswick am 19. Juni 1854.  
Herr Redacteur!  
Ich habe mit Zuversicht erwartet, daß meine Kritik der San Antonio-Beschlüsse mehrere sähige Vertheiliger derselben hervorgerufen werde. Um so größer war mein Erstaunen, als ich den 24. Spalten langen Artikel, gezeichnet mit einem kleinen „d“ durch, als und auch gar nicht darin vorfind, was eine Erwiderung werth wäre. Wenn das kleine „d“ den großen ersten Delegaten vertritt, so liefert er hiezu nur den Beweis, daß man durch Porras wohl zuweilen eine Versammlung hineinreiben konnte, daß sie aber, wenn niedergeschrieben, keinen Effect machen. Der große Delegat wird von der berühmten Convention bereits die Constitution der Vereinigten Staaten gelesen haben, da ihn durch das in San Antonio gelaufte Schulbüchlein dieser endlich das Mittel geboten ist. Er möge dieses erhabene Werk wohl studiren und wenn er dann die San Antonio-Beschlüsse — einen nach dem andern — zu vertheiligen im Stande ist, so wird ihm Jedermann das Recht einräumen, sich in Zukunft mit — einem großen „D“ zu schreiben. Diese Beschlüsse bilden ja seine Instruction, also wird er sie wohl gehörig zu erläutern im Stande sein.

Was die Verthard-, Eggeling-, Seel'sche Geschichte des Herrn Spieß anbelangt, so beziehe ich mich bloß auf meine in dieser Angelegenheit gegebene Erklärung und überlasse es jedem Sittenrichter hierüber zu denken, sehr gut armet, wohl geritten und, was auch in Betracht gezogen sein will, dreimal

Ihr  
H. R. Kossy.

(Eingefasst.)  
Herr Redacteur!

Es thut mir in der That leid, daß Herr Kossy durch die Art seiner Operationen in unserer Conventionsfrage, es so sehr erschwert hat, diese Angelegenheit mit der Ruhe zu besprechen, wie sie eigentlich nöthig ist. Diese Ruhe aber kann allein erzeugt und bewahrt

werden, durch die gegenseitige Ueberzeugung, daß man für oder gegen die Sache kämpfe, nur mit reiner Absicht und mit lauterem Muth. Jeder Einwurf des Herrn Kossy hat nun an Bedeutung verloren. Das Publikum wird in ihm nicht mehr den Vertreter einer Ansicht für viele erblicken. Er steht nun demselben gegenüber vereinzelt — denn die Anhänger verschiedener seiner Ansichten werden keineswegs geneigt sein, als Theilhaber der Operationen des Herrn Kossy zu erscheinen.

Raum konnte wohl unter uns Deutschen in Texas eine Frage austauschen, die es hätte mehr erleichtern können, in gegenseitigem gutem Einvernehmen zu bleiben. Die Entscheidung für oder wider war der Art, daß sie überhaupt nicht so auf schlager Hand lag. Die Besizer auf beiden Seiten wurden unbedingt allein von der Ueberzeugung getrieben: entweder die beiden Wege zu wählen, um unferes Landes Gebiet zu fördern. Dennoch sollte die ruhige Ueberlegung und Beratung einer bittren Bekämpfung Platz machen! Besonders bedauerlich ist es hierbei, daß durch solche Abirrungen, derjenige Theil der Bevölkerung, der sich sein Urtheil in dieser Angelegenheit allmählich bilden soll und muß, von dem rechten Gegenstande abgelenkt wird. So kann er nicht mehr vorurtheilsfrei, mit unbefangener Wage ruhig abwägen, welche Seite wohl durch die besseren Beweggründe zum Einlenken war gebracht worden.

Indem Herr Kossy sich in voriger Nummer auf meinen früheren Artikel bezieht, sagt er: „Ich lasse ihm keine Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich ihm Nichttheilnahme an der San Antonio-Versammlung vorwerfe und dabei nicht anerkennen wolle, daß vorhergegangene Verdrächung der Gegner dieselbe entschuldigt, so wie auch die Wichtigkeit, die Sache nur schaden müsse, ebenfalls entschuldigend. Wenn Herr Kossy der Meinung war, die Sache müsse durchaus Schaden bringen — dann hätte er sich nicht so sehr bemüht, die Sache nur schaden zu lassen, wie man solche Kräfte sich nicht selbst überlassen darf, aber Herr Kossy bleibt alle Gründe gegen seine Ansichten schuldig.“

Wenn, wie Herr Kossy behauptet, einzelne ferner in unpassender Art die Gegner der Bewegung verächtlich haben. Wenn, um Himmels Willen! darf dies einen Beweggrund abgeben, sich bei dieser Angelegenheit zurückzuziehen? Und Herr Kossy findet es ganz merkwürdig, daß ich diese seine Entschuldigungsgründe übersehen habe und frage verwundert: „Wahnt Herr Spieß wirklich, daß man sich hätte einmischen können?“ Aber die Sache wird noch eigentümlicher, denn Herr Kossy gesteht uns ganz gemüthlich später selbst, daß er nicht zur Convention gegangen wäre wegen seines leeren Geldbucfels! also nicht der angeführten Gründe wegen. Ist dies nicht sehr bezeichnend? Sein leerer Geldbeutel wiegt ihm schwerer, wie seine Gründe. Seine Gründe konnten allerdings ihm dienen, um mit Ungerechtigkeit vorzugehen — seine Gründe waren ihm aber keine Beweggründe zu seinen Handlungen. Er handelt gegen seine Gründe — der Geldbeutel leitet ihn allein.

Herr Kossy schreibt aber seinen Brief nach Austin, im Namen vieler Gefinnungsgenossen, er schreibt seinen Brief an den Dallas Herald, auf mehrfache Aufforderung von Seiten einflussreicher deutscher Bürger. Was waren die vielen einflussreichen Freunde, als es sich um ein paar Dollar handelte, auf einige Tage, für den armen leeren Geldbeutel? So werfen sich die verschiedensten Fragen auf:

- 1) War die Sache selbst dieser kleinen Vermögen nicht werth?
- 2) Kennen vielleicht die einflussreichen Freunde in Dallas keine Gemüthlichkeit?
- 3) Legten die einflussreichen Freunde gar kein Gewicht auf eine öffentliche Vertheidigung durch Herrn Kossy? Und ganz zuletzt: existiren vielleicht die vielen Aufforderungen und die vielen einflussreichen Freunde nur auf den Papieren des Herrn Kossy?

Herr Kossy geht weiter und sagt, er sei für Gründung einer neuen Fortschrittspartei, glaube aber nicht, daß es auf dem Wege der deutschen Plattformen gebe. Von einer beweiskräftigen Auseinandersetzung, warum er dies so glaubt, finde ich keine Spur. Er sagt weiter: „Warum kann die Bewegung zum Besten nicht von vorn herein mit den Amerikanern eingeleitet werden? Wer soll einleiten beim ersten Beginne? die Amerikaner? Auf sie sollen wir warten müssen bis es ihnen gefällig ist? Wenn Pflicht und Recht zur Handlung und Folgen des Nichthandelns auch unsere sind! Auf sie, die bis jetzt die Deutschen als gar nicht existierend angesehen haben und ansehen mußten. Wer soll einleiten? die Deutschen? das geschieht ja aber eben, um überhaupt nur einleiten zu können, ist eine Organisation der Deutschen nöthig. Als die verlorene Waffe, die vorerst der Amerikaner nur anerkennt, als etwas, was man benutzen muß, so gut es geht, werden sie bei dem Einleiten ignorirt werden. Man muß Achtung erweisen haben um einleitende Schritte mit beginnen zu können. Der tauscht sich Herr Kossy so arg, daß er vielleicht glaubt, einzelne Persönlichkeiten unter den Deutschen hätten Gewicht genug, solche einleitende Schritte mit den Amerikanern zugleich zu thun? Der Beschluß, der einzelnen Deutschen in ihrer politischen

Operationen von Amerikanern geleitet worden ist in diesem Lande, er ist der, den man dem Stiefelhänger stellt, der es unternimmt, ungläubiger Dienste zu thun. — Herr Kossy sagt weiter: „so lange wir Grundzüge ausstellen, die gegen die ersten Begriffe amerikanischer Freiheit verstoßen, wird man trotz unserer Erklärungen unsere Vereinigung für exclusiv deutsch halten.“ Ich erkläre nun, daß Herr Kossy entweder die Plattformen ist nahezu, oder, — diese seine Expectationen, zusammengehalten mit den früher vorgeführten Kossy'schen Gründen die ihm selbst so schlecht sind, um nach denselben zu handeln — sage ich, Herr Kossy ist sich selbst nicht ganz klar in dieser ganzen Frage. Denn, wenn also die Deutschen Grundzüge ausstellen, die nicht gegen die ersten Begriffe amerikanischer Freiheit verstoßen, dann kann man ihre Organisation nicht als exclusiv deutsch erkennen. So erscheint es doch fast nach Herrn Kossy. Hat aber Herr Kossy irgendwo die Absicht geäußert, daß man durchaus gegen diese ersten Begriffe amerikanischer Freiheit verstoßen will? Hält er dies für eine Nothwendigkeit, die in der innern Natur einer Plattform der Deutschen vorhanden ist? Verstoßen wir gegen die Grundbegriffe der Freiheit, so wird man es mit Recht für eine Dummheit halten, und unsere Conventioenen und Parteien wird man wegen begangener Dummheiten nicht für exclusiv deutsch halten — eine solche Entscheidung bleibt Herrn Kossy vorbehalten.

Herr Kossy fragt weiter: „Wie will man dieser Bewegung den Aussehen einer exclusiv deutschen nehmen.“ Ich antworte ihm: nicht dadurch, daß man sie auf falsche Art bekämpft! nicht dadurch, daß Einzelne den unaufrichtigen Huh auf sich laden, die Verleumdungen ihrer Landsleute den Amerikanern zu denunciren, und so künstlich ein Verbrechen herauszufeschreiben, das sie, die Wunden, mit treffen muß. Allein dadurch, daß man zeigt, was Beweggrund und was Zweck der Bewegung ist. — Der ist Herr Kossy der merkwürdigen Meinung, daß die Deutschen, die ja niemals eine spezifisch deutsche Partei haben wollten, die nicht auch klar und deutlich machen können? Hält er die Amerikaner nicht für fähig und zu verstehen, oder die Deutschen nicht für fähig, ihre Handlungen erklären zu können?

Herr Kossy sagt, „in Folge solcher Parteikämpfe sich der Norden vom Süden trennen, wo bleiben wir teianischen Deutschen dann?“ Für meine Person kann ich ihm antworten. Ich gehöre Orangutans an und seiner Scholle! Wenn ich mein angeerbtes Vaterland verlassen habe, daß ich es, weil ich vor allem mich für ein Glied der Gesamtmenschheit halte und die Welt für mein Vaterland! Ich kann meine Nationalität aufgeben, und zu einer andern übergehen — bloß, weil ich mich überhaupt nicht innerhalb solcher Nationalitätsbegriffe bewegt. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich nicht, wie ich mein altes Vaterland nicht verlassen können, zur Zeit seiner Noth. Erhe ich den Veten für eine Werthsamkeit für die Humanität hier verloren, sehr ist dieses Land im Kampfe gegen meine Ueberzeugungen — dann hätte ich mein Ziel hier für erloht! Herr Kossy sagt: „man muß die Stellung der Freunde einer Organisation energisch bekämpfen und von sich weisen.“ Wer in seinen Gründen so wenig schuldig ist, wie über die Art, wie er auftreten will, so im Unklaren schwelt, der soll sich für energischen Schritten bilden. Wie kann Jemand in solcher Verfassung so solchen Mitteln greifen, daß er eine ganze Anzahl geachteter Deutschen dem Publikum so zu sagen als Abolitionisten denuncirt? zur Erreichung unklar erklärter Zwecke? Wie kann er wagen, zu solchen Operationen zu schreiben, die in Allem noch verächtlich waren? Ist nicht selbst das Erscheinen einer unweisen Plattform vor dem Publikum — allein auf die Rechnung jener falschen Operation gegen die Bewegung zu setzen? (Wofür ich Herrn Kossy keineswegs allein verantwortlich machen will.) Will Herr Kossy die Herren, die in solcher raschen Art hineingedrängt wurden, auch der Welt denunciren als Menschen, die jede ruhige Ueberlegung von sich weisen, als solche, die diese wichtige Handlung nicht mit alleseitigen Bemühungen, unter Mitwirkung vieler Fähigkeiten wollen vollbracht sehen, wenn in die Wahl blieb. Herr Kossy soll in San und Hufe trauern! Er mag sich hüten, wie er will: auf ihm wird der Blick ruhen, daß er seine Landsleute ohne Noth vor den Augen aller Amerikaner in Texas herabgemüthigt hat. Herr Kossy wird sich überzeugen müssen, daß es nun heißt: „Die Deutschen haben das und das getan und sind gefährlich“ und man wird dabei nicht ihn und andere ausnehmen und erklären: aber da war der Alexander Kossy und der Philipp Engelbach, die waren auch Reck! Er wird an die Solidarität der Deutschen glauben müssen.

Herr Kossy erklärt in seinem Artikel, daß er den Ruf nach Dallas Herald geschrieben habe, veranlaßt durch abolitionistische Artikel von anderer Seite her. Ich will nicht weiter bemerken, daß er sich widersprechend in seinem Briefe an die Herrn in Austin erklärt, er habe besagten Dallas Herald-Brief geschrieben, um der San Antonio Convention entgegenzuwirken. Herr Kossy sagt, ich solle bedenken, zu welchem Zweck und an wen er geschrieben war. Ich aber bin nun der

Meinung, daß es vortheilhafter für Herrn Kossy gewesen wäre, diesen Ruf nicht zu schreiben, als eine Wirkung haben wird, er hätte sich überlegen, ob seine Handlung den beabsichtigten Zweck erfüllt — und eben nur diesen Zweck. — Der Bar in der Habel die Herr Kossy so zu lieben scheint, der eine Wunde an der Nase seines Herrn sah und sie verjagte, indem er einen Feldblut jenem auf den Schiel warf, hatte auch eine ganz gute Absicht. Er erreichte selbst seinen Zweck. Nebenbei freilich ging der Mann todt, aber die Wunde war glücklich verjagt. — Herr Kossy scheint von denen des Nordens zu halten. Sich er denn nicht ein, daß, wenn die Deutschen im Norden, die unaufhaltsam sich organisiren werden, durch diese Operation mit den Amerikanern in Conflict kommen — steht er denn nicht ein, wiederhole ich, daß wir hier ganz gerade so wie jene zu leiten haben? Und wie sollen hier stille zusehen? Wir sollen die Wunde rühren, da doch vielleicht durch unsere Mitwirkung der Schaden kann abgemindert werden? Und die Mitwirkung Deutscher aus Schwedenstaaten, die diese Position am besten kennen, ist doch ganz unentbehrlich!

Herr Kossy citirt auch eine Reihe von Artikeln aus amerikanischen Blättern, um zu zeigen, wie die Amerikaner jede Bewegung der Deutschen fürchten. — Hätte er nur ganz Seiten damit erfüllt, hätte er nur auch den Artikel aus der Austin Zeitung mit eingeschloffen, die bereits jetzt schon aus Deutschen allen Irrenen denuncirt und erklärt: „sich unsere Singvereine seien nichts wie gemeine politische Verbindungen. Hätte er dies nur gesagt, sage ich, vielleicht hätte ich dann, Andere, die Macht der Umstände gezwungen meiner folgenden Auseinandersetzung glauben beizumessen.“ Vielleicht zöge er den richtigen Schluss daraus: wie es möglich ist und wiederkehren, die wir nun Jahre lang Beweise unserer Jährigkeit gegeben haben, plötzlich für Wölfe zu halten. Er wird überlegen, was es für eine Ueberzeugung ist, daß wir in einem solchen Zustande sein können.

Herr Kossy sagt, „in Folge solcher Parteikämpfe sich der Norden vom Süden trennen, wo bleiben wir teianischen Deutschen dann?“ Für meine Person kann ich ihm antworten. Ich gehöre Orangutans an und seiner Scholle! Wenn ich mein angeerbtes Vaterland verlassen habe, daß ich es, weil ich vor allem mich für ein Glied der Gesamtmenschheit halte und die Welt für mein Vaterland! Ich kann meine Nationalität aufgeben, und zu einer andern übergehen — bloß, weil ich mich überhaupt nicht innerhalb solcher Nationalitätsbegriffe bewegt. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich nicht, wie ich mein altes Vaterland nicht verlassen können, zur Zeit seiner Noth. Erhe ich den Veten für eine Werthsamkeit für die Humanität hier verloren, sehr ist dieses Land im Kampfe gegen meine Ueberzeugungen — dann hätte ich mein Ziel hier für erloht! Herr Kossy sagt: „man muß die Stellung der Freunde einer Organisation energisch bekämpfen und von sich weisen.“ Wer in seinen Gründen so wenig schuldig ist, wie über die Art, wie er auftreten will, so im Unklaren schwelt, der soll sich für energischen Schritten bilden. Wie kann Jemand in solcher Verfassung so solchen Mitteln greifen, daß er eine ganze Anzahl geachteter Deutschen dem Publikum so zu sagen als Abolitionisten denuncirt? zur Erreichung unklar erklärter Zwecke? Wie kann er wagen, zu solchen Operationen zu schreiben, die in Allem noch verächtlich waren? Ist nicht selbst das Erscheinen einer unweisen Plattform vor dem Publikum — allein auf die Rechnung jener falschen Operation gegen die Bewegung zu setzen? (Wofür ich Herrn Kossy keineswegs allein verantwortlich machen will.) Will Herr Kossy die Herren, die in solcher raschen Art hineingedrängt wurden, auch der Welt denunciren als Menschen, die jede ruhige Ueberlegung von sich weisen, als solche, die diese wichtige Handlung nicht mit alleseitigen Bemühungen, unter Mitwirkung vieler Fähigkeiten wollen vollbracht sehen, wenn in die Wahl blieb. Herr Kossy soll in San und Hufe trauern! Er mag sich hüten, wie er will: auf ihm wird der Blick ruhen, daß er seine Landsleute ohne Noth vor den Augen aller Amerikaner in Texas herabgemüthigt hat. Herr Kossy wird sich überzeugen müssen, daß es nun heißt: „Die Deutschen haben das und das getan und sind gefährlich“ und man wird dabei nicht ihn und andere ausnehmen und erklären: aber da war der Alexander Kossy und der Philipp Engelbach, die waren auch Reck! Er wird an die Solidarität der Deutschen glauben müssen.

Herr Kossy erklärt in seinem Artikel, daß er den Ruf nach Dallas Herald geschrieben habe, veranlaßt durch abolitionistische Artikel von anderer Seite her. Ich will nicht weiter bemerken, daß er sich widersprechend in seinem Briefe an die Herrn in Austin erklärt, er habe besagten Dallas Herald-Brief geschrieben, um der San Antonio Convention entgegenzuwirken. Herr Kossy sagt, ich solle bedenken, zu welchem Zweck und an wen er geschrieben war. Ich aber bin nun der

Meinung, daß es vortheilhafter für Herrn Kossy gewesen wäre, diesen Ruf nicht zu schreiben, als eine Wirkung haben wird, er hätte sich überlegen, ob seine Handlung den beabsichtigten Zweck erfüllt — und eben nur diesen Zweck. — Der Bar in der Habel die Herr Kossy so zu lieben scheint, der eine Wunde an der Nase seines Herrn sah und sie verjagte, indem er einen Feldblut jenem auf den Schiel warf, hatte auch eine ganz gute Absicht. Er erreichte selbst seinen Zweck. Nebenbei freilich ging der Mann todt, aber die Wunde war glücklich verjagt. — Herr Kossy scheint von denen des Nordens zu halten. Sich er denn nicht ein, daß, wenn die Deutschen im Norden, die unaufhaltsam sich organisiren werden, durch diese Operation mit den Amerikanern in Conflict kommen — steht er denn nicht ein, wiederhole ich, daß wir hier ganz gerade so wie jene zu leiten haben? Und wie sollen hier stille zusehen? Wir sollen die Wunde rühren, da doch vielleicht durch unsere Mitwirkung der Schaden kann abgemindert werden? Und die Mitwirkung Deutscher aus Schwedenstaaten, die diese Position am besten kennen, ist doch ganz unentbehrlich!

Herr Kossy citirt auch eine Reihe von Artikeln aus amerikanischen Blättern, um zu zeigen, wie die Amerikaner jede Bewegung der Deutschen fürchten. — Hätte er nur ganz Seiten damit erfüllt, hätte er nur auch den Artikel aus der Austin Zeitung mit eingeschloffen, die bereits jetzt schon aus Deutschen allen Irrenen denuncirt und erklärt: „sich unsere Singvereine seien nichts wie gemeine politische Verbindungen. Hätte er dies nur gesagt, sage ich, vielleicht hätte ich dann, Andere, die Macht der Umstände gezwungen meiner folgenden Auseinandersetzung glauben beizumessen.“ Vielleicht zöge er den richtigen Schluss daraus: wie es möglich ist und wiederkehren, die wir nun Jahre lang Beweise unserer Jährigkeit gegeben haben, plötzlich für Wölfe zu halten. Er wird überlegen, was es für eine Ueberzeugung ist, daß wir in einem solchen Zustande sein können.

Herr Kossy sagt, „in Folge solcher Parteikämpfe sich der Norden vom Süden trennen, wo bleiben wir teianischen Deutschen dann?“ Für meine Person kann ich ihm antworten. Ich gehöre Orangutans an und seiner Scholle! Wenn ich mein angeerbtes Vaterland verlassen habe, daß ich es, weil ich vor allem mich für ein Glied der Gesamtmenschheit halte und die Welt für mein Vaterland! Ich kann meine Nationalität aufgeben, und zu einer andern übergehen — bloß, weil ich mich überhaupt nicht innerhalb solcher Nationalitätsbegriffe bewegt. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich nicht, wie ich mein altes Vaterland nicht verlassen können, zur Zeit seiner Noth. Erhe ich den Veten für eine Werthsamkeit für die Humanität hier verloren, sehr ist dieses Land im Kampfe gegen meine Ueberzeugungen — dann hätte ich mein Ziel hier für erloht! Herr Kossy sagt: „man muß die Stellung der Freunde einer Organisation energisch bekämpfen und von sich weisen.“ Wer in seinen Gründen so wenig schuldig ist, wie über die Art, wie er auftreten will, so im Unklaren schwelt, der soll sich für energischen Schritten bilden. Wie kann Jemand in solcher Verfassung so solchen Mitteln greifen, daß er eine ganze Anzahl geachteter Deutschen dem Publikum so zu sagen als Abolitionisten denuncirt? zur Erreichung unklar erklärter Zwecke? Wie kann er wagen, zu solchen Operationen zu schreiben, die in Allem noch verächtlich waren? Ist nicht selbst das Erscheinen einer unweisen Plattform vor dem Publikum — allein auf die Rechnung jener falschen Operation gegen die Bewegung zu setzen? (Wofür ich Herrn Kossy keineswegs allein verantwortlich machen will.) Will Herr Kossy die Herren, die in solcher raschen Art hineingedrängt wurden, auch der Welt denunciren als Menschen, die jede ruhige Ueberlegung von sich weisen, als solche, die diese wichtige Handlung nicht mit alleseitigen Bemühungen, unter Mitwirkung vieler Fähigkeiten wollen vollbracht sehen, wenn in die Wahl blieb. Herr Kossy soll in San und Hufe trauern! Er mag sich hüten, wie er will: auf ihm wird der Blick ruhen, daß er seine Landsleute ohne Noth vor den Augen aller Amerikaner in Texas herabgemüthigt hat. Herr Kossy wird sich überzeugen müssen, daß es nun heißt: „Die Deutschen haben das und das getan und sind gefährlich“ und man wird dabei nicht ihn und andere ausnehmen und erklären: aber da war der Alexander Kossy und der Philipp Engelbach, die waren auch Reck! Er wird an die Solidarität der Deutschen glauben müssen.

Herr Kossy erklärt in seinem Artikel, daß er den Ruf nach Dallas Herald geschrieben habe, veranlaßt durch abolitionistische Artikel von anderer Seite her. Ich will nicht weiter bemerken, daß er sich widersprechend in seinem Briefe an die Herrn in Austin erklärt, er habe besagten Dallas Herald-Brief geschrieben, um der San Antonio Convention entgegenzuwirken. Herr Kossy sagt, ich solle bedenken, zu welchem Zweck und an wen er geschrieben war. Ich aber bin nun der

Meinung, daß es vortheilhafter für Herrn Kossy gewesen wäre, diesen Ruf nicht zu schreiben, als eine Wirkung haben wird, er hätte sich überlegen, ob seine Handlung den beabsichtigten Zweck erfüllt — und eben nur diesen Zweck. — Der Bar in der Habel die Herr Kossy so zu lieben scheint, der eine Wunde an der Nase seines Herrn sah und sie verjagte, indem er einen Feldblut jenem auf den Schiel warf, hatte auch eine ganz gute Absicht. Er erreichte selbst seinen Zweck. Nebenbei freilich ging der Mann todt, aber die Wunde war glücklich verjagt. — Herr Kossy scheint von denen des Nordens zu halten. Sich er denn nicht ein, daß, wenn die Deutschen im Norden, die unaufhaltsam sich organisiren werden, durch diese Operation mit den Amerikanern in Conflict kommen — steht er denn nicht ein, wiederhole ich, daß wir hier ganz gerade so wie jene zu leiten haben? Und wie sollen hier stille zusehen? Wir sollen die Wunde rühren, da doch vielleicht durch unsere Mitwirkung der Schaden kann abgemindert werden? Und die Mitwirkung Deutscher aus Schwedenstaaten, die diese Position am besten kennen, ist doch ganz unentbehrlich!

Herr Kossy citirt auch eine Reihe von Artikeln aus amerikanischen Blättern, um zu zeigen, wie die Amerikaner jede Bewegung der Deutschen fürchten. — Hätte er nur ganz Seiten damit erfüllt, hätte er nur auch den Artikel aus der Austin Zeitung mit eingeschloffen, die bereits jetzt schon aus Deutschen allen Irrenen denuncirt und erklärt: „sich unsere Singvereine seien nichts wie gemeine politische Verbindungen. Hätte er dies nur gesagt, sage ich, vielleicht hätte ich dann, Andere, die Macht der Umstände gezwungen meiner folgenden Auseinandersetzung glauben beizumessen.“ Vielleicht zöge er den richtigen Schluss daraus: wie es möglich ist und wiederkehren, die wir nun Jahre lang Beweise unserer Jährigkeit gegeben haben, plötzlich für Wölfe zu halten. Er wird überlegen, was es für eine Ueberzeugung ist, daß wir in einem solchen Zustande sein können.

Herr Kossy sagt, „in Folge solcher Parteikämpfe sich der Norden vom Süden trennen, wo bleiben wir teianischen Deutschen dann?“ Für meine Person kann ich ihm antworten. Ich gehöre Orangutans an und seiner Scholle! Wenn ich mein angeerbtes Vaterland verlassen habe, daß ich es, weil ich vor allem mich für ein Glied der Gesamtmenschheit halte und die Welt für mein Vaterland! Ich kann meine Nationalität aufgeben, und zu einer andern übergehen — bloß, weil ich mich überhaupt nicht innerhalb solcher Nationalitätsbegriffe bewegt. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich nicht, wie ich mein altes Vaterland nicht verlassen können, zur Zeit seiner Noth. Erhe ich den Veten für eine Werthsamkeit für die Humanität hier verloren, sehr ist dieses Land im Kampfe gegen meine Ueberzeugungen — dann hätte ich mein Ziel hier für erloht! Herr Kossy sagt: „man muß die Stellung der Freunde einer Organisation energisch bekämpfen und von sich weisen.“ Wer in seinen Gründen so wenig schuldig ist, wie über die Art, wie er auftreten will, so im Unklaren schwelt, der soll sich für energischen Schritten bilden. Wie kann Jemand in solcher Verfassung so solchen Mitteln greifen, daß er eine ganze Anzahl geachteter Deutschen dem Publikum so zu sagen als Abolitionisten denuncirt? zur Erreichung unklar erklärter Zwecke? Wie kann er wagen, zu solchen Operationen zu schreiben, die in Allem noch verächtlich waren? Ist nicht selbst das Erscheinen einer unweisen Plattform vor dem Publikum — allein auf die Rechnung jener falschen Operation gegen die Bewegung zu setzen? (Wofür ich Herrn Kossy keineswegs allein verantwortlich machen will.) Will Herr Kossy die Herren, die in solcher raschen Art hineingedrängt wurden, auch der Welt denunciren als Menschen, die jede ruhige Ueberlegung von sich weisen, als solche, die diese wichtige Handlung nicht mit alleseitigen Bemühungen, unter Mitwirkung vieler Fähigkeiten wollen vollbracht sehen, wenn in die Wahl blieb. Herr Kossy soll in San und Hufe trauern! Er mag sich hüten, wie er will: auf ihm wird der Blick ruhen, daß er seine Landsleute ohne Noth vor den Augen aller Amerikaner in Texas herabgemüthigt hat. Herr Kossy wird sich überzeugen müssen, daß es nun heißt: „Die Deutschen haben das und das getan und sind gefährlich“ und man wird dabei nicht ihn und andere ausnehmen und erklären: aber da war der Alexander Kossy und der Philipp Engelbach, die waren auch Reck! Er wird an die Solidarität der Deutschen glauben müssen.

Herr Kossy erklärt in seinem Artikel, daß er den Ruf nach Dallas Herald geschrieben habe, veranlaßt durch abolitionistische Artikel von anderer Seite her. Ich will nicht weiter bemerken, daß er sich widersprechend in seinem Briefe an die Herrn in Austin erklärt, er habe besagten Dallas Herald-Brief geschrieben, um der San Antonio Convention entgegenzuwirken. Herr Kossy sagt, ich solle bedenken, zu welchem Zweck und an wen er geschrieben war. Ich aber bin nun der

Meinung, daß es vortheilhafter für Herrn Kossy gewesen wäre, diesen Ruf nicht zu schreiben, als eine Wirkung haben wird, er hätte sich überlegen, ob seine Handlung den beabsichtigten Zweck erfüllt — und eben nur diesen Zweck. — Der Bar in der Habel die Herr Kossy so zu lieben scheint, der eine Wunde an der Nase seines Herrn sah und sie verjagte, indem er einen Feldblut jenem auf den Schiel warf, hatte auch eine ganz gute Absicht. Er erreichte selbst seinen Zweck. Nebenbei freilich ging der Mann todt, aber die Wunde war glücklich verjagt. — Herr Kossy scheint von denen des Nordens zu halten. Sich er denn nicht ein, daß, wenn die Deutschen im Norden, die unaufhaltsam sich organisiren werden, durch diese Operation mit den Amerikanern in Conflict kommen — steht er denn nicht ein, wiederhole ich, daß wir hier ganz gerade so wie jene zu leiten haben? Und wie sollen hier stille zusehen? Wir sollen die Wunde rühren, da doch vielleicht durch unsere Mitwirkung der Schaden kann abgemindert werden? Und die Mitwirkung Deutscher aus Schwedenstaaten, die diese Position am besten kennen, ist doch ganz unentbehrlich!

Herr Kossy citirt auch eine Reihe von Artikeln aus amerikanischen Blättern, um zu zeigen, wie die Amerikaner jede Bewegung der Deutschen fürchten. — Hätte er nur ganz Seiten damit erfüllt, hätte er nur auch den Artikel aus der Austin Zeitung mit eingeschloffen, die bereits jetzt schon aus Deutschen allen Irrenen denuncirt und erklärt: „sich unsere Singvereine seien nichts wie gemeine politische Verbindungen. Hätte er dies nur gesagt, sage ich, vielleicht hätte ich dann, Andere, die Macht der Umstände gezwungen meiner folgenden Auseinandersetzung glauben beizumessen.“ Vielleicht zöge er den richtigen Schluss daraus: wie es möglich ist und wiederkehren, die wir nun Jahre lang Beweise unserer Jährigkeit gegeben haben, plötzlich für Wölfe zu halten. Er wird überlegen, was es für eine Ueberzeugung ist, daß wir in einem solchen Zustande sein können.

Herr Kossy sagt, „in Folge solcher Parteikämpfe sich der Norden vom Süden trennen, wo bleiben wir teianischen Deutschen dann?“ Für meine Person kann ich ihm antworten. Ich gehöre Orangutans an und seiner Scholle! Wenn ich mein angeerbtes Vaterland verlassen habe, daß ich es, weil ich vor allem mich für ein Glied der Gesamtmenschheit halte und die Welt für mein Vaterland! Ich kann meine Nationalität aufgeben, und zu einer andern übergehen — bloß, weil ich mich überhaupt nicht innerhalb solcher Nationalitätsbegriffe bewegt. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich nicht, wie ich mein altes Vaterland nicht verlassen können, zur Zeit seiner Noth. Erhe ich den Veten für eine Werthsamkeit für die Humanität hier verloren, sehr ist dieses Land im Kampfe gegen meine Ueberzeugungen — dann hätte ich mein Ziel hier für erloht! Herr Kossy sagt: „man muß die Stellung der Freunde einer Organisation energisch bekämpfen und von sich weisen.“ Wer in seinen Gründen so wenig schuldig ist, wie über die Art, wie er auftreten will, so im Unklaren schwelt, der soll sich für energischen Schritten bilden. Wie kann Jemand in solcher Verfassung so solchen Mitteln greifen, daß er eine ganze Anzahl geachteter Deutschen dem Publikum so zu sagen als Abolitionisten denuncirt? zur Erreichung unklar erklärter Zwecke? Wie kann er wagen, zu solchen Operationen zu schreiben, die in Allem noch verächtlich waren? Ist nicht selbst das Erscheinen einer unweisen Plattform vor dem Publikum — allein auf die Rechnung jener falschen Operation gegen die Bewegung zu setzen? (Wofür ich Herrn Kossy keineswegs allein verantwortlich machen will.) Will Herr Kossy die Herren, die in solcher raschen Art hineingedrängt wurden, auch der Welt denunciren als Menschen, die jede ruhige Ueberlegung von sich weisen, als solche, die diese wichtige Handlung nicht mit alleseitigen Bemühungen, unter Mitwirkung vieler Fähigkeiten wollen vollbracht sehen, wenn in die Wahl blieb. Herr Kossy soll in San und Hufe trauern! Er mag sich hüten, wie er will: auf ihm wird der Blick ruhen, daß er seine Landsleute ohne Noth vor den Augen aller Amerikaner in Texas herabgemüthigt hat. Herr Kossy wird sich überzeugen müssen, daß es nun heißt: „Die Deutschen haben das und das getan und sind gefährlich“ und man wird dabei nicht ihn und andere ausnehmen und erklären: aber da war der Alexander Kossy und der Philipp Engelbach, die waren auch Reck! Er wird an die Solidarität der Deutschen glauben müssen.

Es verlangt also, es fordert unbedingt einen Mann energischer Art. Wir müssen den Amerikanern eine Ueberzeugung beibringen, die nicht als Consequenz ihrer eigenen Entwicklung und Ueberzeugung erfolgen kann. Mit einem Worte, wir haben durch einen Mann zu zeigen, daß unser Interesse kein jedes isolirtes, nationales Bestreben entgegen ist. Wir müssen beweisen, daß wir auf solche Abwege nie gelangen können. Dies allein sichert uns vor verderblichen Schritten der Amerikaner, die notwendig erfolgen müssen, sind wir auch sichthum und launisch.

Die Alternative bleibt und somit: wollen wir durch stupides Hinwarten in unserm neuen Vaterlande nationale Differenzen heraufbeschwören, die das Grab werden müssen dieser freien Freiheitsplätze? Oder wollen wir durch kluges, bewußtes Handeln zusammenhängend und vereint werden mit der Spitze unserer amerikanischen Mitglieder?

H. E. P. s. f.

Herr R.

In der vorigen Nummer dieses Blattes nennen Sie meine Widerlegung Ihrer vorerwähnten Artikel einen Schimpf- und Schmutzartikel, den Sie erwidern Sie außer Stande seien.

Indem ich Jörens Gehändnisse, die Sie außer Stande meine Widerlegungen zu erwidern, vollständig beipflichten, so habe ich Ihre Behauptung, ich habe einen Schimpf- und Schmutzartikel geschrieben, als eine große Unwahrheit gelehrt. Ich habe mehrere achtungswürdige Bürger, die Ihren Protest nicht unterschreiben konnten, deshalb gefragt, keiner derselben hat in meiner Widerlegung Schimpfwörter oder Schimpf entdecken können, ich darf mich in dieser Beziehung wohl auf das ganze Publikum berufen.

Klein Sie möchten die bittere Wahrheit gern als Schimpf und Schmutz bezeichnen, um im Grunde aus Freiheit, scheinbar als großer Mann und Kritiker, Schriftsteller und Philosoph so von oben herab meine gar zu signifikanten Gründe zu befeitigen, allein — das hat nicht! Eine so große Autorität genießen Sie im Publikum nicht! Sie verzeihen, daß Ihre jetzigen Freunde Sie in der letzten Republikantenwahl „wegen Unfähigkeit“ zurückfallen ließen.

Ich bin Jörens angeblichen Artikel Punkt für Punkt gefolgt und habe dieselbe mit Gründen widerlegt.

Ich habe nicht geschimpft. Ich habe nirgend behauptet, Sie seien ein dummes eingetragenes Wesen, allein ich habe Thatfachen angeführt, aus welchen Jedermann sich selbst sein Urtheil über Ihre Geisteskräfte und Ihre Kenntnisse bilden wird.

Ich habe nicht behauptet, Sie seien nach dem Rathe des großen Directors, „man möge Jörens nur Erwas zu verdienen geben“, befohlen worden, Ihre Ueberzeugung zu verkaufen, nein, ich habe Ihre Vermuthung sogar als ungegründet bezeichnet — allein ich habe Thatfachen erzählt, aus welchen das Publikum seine befälligen Schlüsse ziehen mag, und wahrlich! schon gezogen hat.

Ich habe die Mittel getradet, welche zur Erlangung von Unterschriften gewisser Artensprüche angewendet worden sind. Und gewiß, kein vernünftiger Mensch kann es billigen, wenn man seinen Protest von einem 16-jährigen Knaben unterschreiben ließ, oder wenn ein Handwerker, welcher eifrig mit einer eifrigen Arbeit beschäftigt ist, so lange gequält und aufgehalten wird, bis er, ohne das Angebot zu lesen, unterschreibt, um den langweiligen Elender loszuwerden. Niemand kann es für Recht halten, wenn man einem Candidaten zu einem Amte sagt: Wir werden bei der Wahl Rücksicht auf Ihre Weigerung nehmen — ich werde noch einmal wiederkommen.

Wenn Jemand solche schimpfliche Mittel wählt, dann fällt der Schmutz doch nicht auf den Tadel, sondern auf den, der die Mittel anwendet!

Hr. A. will den Kampf gegen mich nicht aufnehmen; wofür, ich werde mich darüber zu trösten wissen. Wenn aber Herr R. glaubt, ich würde bezwingen auf den Kampf gegen ihn und seine komischen Anschuldigungen verzichten, so irrte er; ich werde mich noch zu wehren mit seiner werthen Person beschäftigen, wenn es die gute Sache erfordert.

Hr. A. ist bis jetzt erst zur Hälfte demaskirt, vielleicht gelingt es uns durch einige übliche Beiträge die ganze Maske zu zerstoßen. Die nächste Nummer wird einen solchen Beitrag bringen.

Neu-Braunfels, den 19. Juni 1854.  
H. E. P. s. f.

Herr Redacteur!

Dieser Herr A. wieder behaupten dürfen, daß die beifolgenden Artikel des Ledger in San Antonio und der State Gazette in Austin durch unsern Protest veranlaßt sein müßten, oder gar von deutscher Feder herrühren, muß ich Sie doch ermahnen, denselben ein wenig in Ihrer Zeitung einzuräumen. Ich muß Ihnen, Herr Redacteur, gestehen, daß ich Ihre beifälligen Neußerungen für Ironie halte; denn ich kann nicht glauben, daß Sie den Amerikanern kein selbstständiges Urtheil vertrauen.

Ein Protestirender.

Herr Redacteur!  
Was den Artikel des Ledger betrifft, so ist derselbe so urtheillos, daß ich weit entfernt bin, dem amerikanischen Redacteur eine solche Urtheillosigkeit zuzuschreiben. Ich kann also nur voraussetzen, daß der amerikanische Redacteur, der wohl kein Deutsch versteht, von einem Deutschen oberflächlich und falsch berichtet worden ist. Da der Artikel aber lang und nichtssagend ist, so können Sie mir nicht zumuthen, meine Spalten mit der mir zu gebenden Uebersetzung zu füllen, da obnedies schon unsere Conventionsfrage seitler fast den ganzen Raum unserer Zeitung erfüllt hat, zur Vermeidung aller andern Materien. — Anders verhält es sich mit dem Artikel der State-Gazette, den wir gewöhnlich sind, anzunehmen, weil er eine schändliche Verächtlichmachung der Deutschen enthält, die aber eingehendernmaßen ebenfalls nur sich auf Hörensagen gründet und keinesweges bezeugt ein auf Thatfachen gegründetes selbstständiges Urtheil zu sein.  
Die Redaction.

State Gazette am 17. Juni 1854.  
Wir haben während der letzten Jahre oft die Behauptung gehört, daß unter den Deutschen von Westeras eine Gesellschaft bestünde, deren Zweck ein ausschließlich wissenschaftlich und socialen trage, deren geheime Absicht aber eine politische und revolutionäre sei. Obgleich wir von Zeit zu Zeit hieherer Andeutungen fanden, so haben wir den Gegenstand nicht für so wichtig gehalten, als daß er einer Erwähnung bedürfte, bis wir einen klaren Artikel in der Victoria Advocate fanden, welcher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der Charakter dieser Zeitung verbürgt, daß diese Mittheilungen aus einer guten Quelle herstammen. Es heißt darin: „Es giebt in Victoria sowohl als in andern Plätzen in Texas und den Vereinigten Staaten besonders in St. Louis als einem Centralpunkte eine Art Gesellschaft, welche sich Singverein oder dergleichen nennt, in der That aber politische Zwecke verfolgt.“

Derselbe Correspondent sagt, daß eine Convention dieser Gesellschaft am 16. des letzten M. h. stattgefunden habe, in welcher verschiedene texanische Vereine vertreten waren und daß diese Convention Telegramme zu her im November in St. Louis statt zu findenden General-Convention ernannte und eine Reihe von Beschlüssen annahm, von denen wir Ihnen einige mittheilen:

- 1) Criminalgesetze und Civilgesetze, welche durch Einfachheit und Bestimmtheit jedem Bürger verständlich sind und die Ausübung der Justiz nicht erschweren.
- 2) Die Beschlüsse der Grand-Jury u. c.
- Wir unsere Spalten gezeigt haben, waren wir immer geneigt, unsere deutsche Population gegen die Angriffe des Abolitionismus zu verteidigen, aber wenn das Obige wahr ist, so sind wir, und durch uns Andere, sehr geneigt worden. Diese Beschlüsse sind von einem sehr ernsten Charakter und wir hoffen, daß man sie gehörig widerlegen wird. Die Deutschen von Texas sind, um mich der Sprache eines ihrer Conventen, welcher seinen alten Vaterlande Ehre macht, zu bedienen, von Texas liberaler und wohlwollender behandelt worden, als dieß je in einem andern Staate der Union der Fall war, und wenn sie als Ermüdung geheimer Gesellschaften in Verbindung mit den Hanakern des Nordens stünden, um unsere Institutionen und Gesetze zu untergraben und zu zerstören, so ist es Zeit, daß die Bevölkerung des Staates hiervon Kenntniserlangung.
- Wir hoffen, daß sich diese Beschlüsse als grundlos erweisen, und wenn ein Theil unserer Bevölkerung durch geheime Verbindungen oder durch andere Mittel einen Krieg gegen die Sklaverei, unsere Gesetze, Religion und Prediger in Texas unternimmt, so wird er einen Sturm der Enttäuschung heraufbeschwören, welchem er nicht widerstehen kann.

Die „State Gazette“ von Austin schlägt einen sehr unrepublikanischen, inquisitionären und ungesetzlichen Weg ein in ihren Verächtlichungen gegen die Deutschen.

- 1) Schlägt sie einen sehr unrepublikanischen und inquisitionären Weg ein, weil sie uns anklagt und von uns verlangt, daß wir uns verteidigen sollen, ehe sie ihre Anklage beweisen hat.
- 2) Schlägt sie einen sehr ungesetzlichen Weg ein, indem sie behauptet, die Eingeweihten sind Gesellschaften mit geheimen politischen revolutionären Absichten, während sie doch wissen muß, daß gerade die Ursache alles dieses Labels die San Antonio Convention eine öffentliche Meeting war, die außerdem nichts mit den Singvereinen zu thun hatte.

Der zweite höchst ungesetzliche Schritt, wozu die „State Gazette“ ihre Anklage gegen die Deutschen gründet ist folgender:

Wenn die Deutschen einfaßere Civil- und Criminal-Gesetze und Abschaffung der Grand-Jury wollen, dann sind sie Abolitionisten, (wörtlich: wenn das Obige wahr ist, nemlich, daß die Deutschen Verächtlichmachung der Civil- und Criminal-Gesetze und Abschaffung der Grand Jury wollen, dann sind wir irreführt, wenn wir glauben, daß die Deutschen keine Abolitionisten sind;) die vielleicht geheime Gesellschaften mit den Hanakern des Nordens stünden, um unsere Institutionen und Gesetze zu untergraben.

Als Anhängel zu dieser unlogischen Behauptung wird dann noch die Drohung hinzugefügt: Sie mögen sich in Acht nehmen vor den Sklavenshaltern, Advokaten und Predigern.

Wer den denkenden Deutschen bedarf eine solche Anklage gar keiner Erwiderung und den Amerikanern gegenüber werden in unsers Blatte sowohl, als in der „State Gazette“ Erwiderungen in englischer Sprache gegeben werden. Die Redaction.

(Eingefandt.)  
For about one year there exists at New-Braunfels a society of German Texans, known as the „Political Society“, whose intention is the instruction of the members by public debates and explanation of political and social questions. This society wishes to arrive at the best means of attaining said purpose in the utmost publicity and have not only admitted into the meetings persons, who are not members, but have called upon them to come and participate. Some statutes of the constitution of this society added to them few lines may convince the public, how membership is facilitated and that not secrecy but the greatest publicity and universality is intended. It was furthermore intended and desired, that our fellow-citizens, whose native language the English language is, may join in the proceedings of this society and contribute to the good project. The difference of the language, the difficulty of discussion in a foreign language and a certain relation of persons, who are natives of the same country may sometimes separate and divide into different parties, but the purpose mind of this society is opposed to every sectionalism of this kind. The members of this society are aware that no nation is in possession of political perfection and believe that only exchange of ideas can lead to the general advancement of civilized nation. Our Union is the field of these exertions. Our American fellow citizens are invited to frequent the meetings of this German society and particularly of the New-Braunfels political society and will find, that the satisfaction pronounced by the „Austin State Gazette“ of the 17th. June and other newspapers is without foundation.

H. Guenther, Dr. Noth,  
R. Ruemer, H. Spiess,  
corresponding committee.

Statutes of the „Political society“ of Comal Cy.  
§ 1. The „Political society“ is an association of citizens of Comal Cy. whose intention is instruction in political and social questions.  
§ 2. To the meetings ladies and persons who are not members of the society, are admitted without the right of voting.  
§ 3. Every person subscribing these statutes and paying ten cents per month to the treasurer of the society, shall be a member of the same.  
§ 4. The society will establish a library and provide for some newspapers.

Die Bewegung des deutschen Elementes.  
Wenn eine Pest das Land befallen hat, so bestimmt die Zahl der Krankheits- und Todesfälle, ob das Uebel im Annehmen oder im Abnehmen begriffen ist. Wenn bei einer Wunde der Brand eintritt und das Uebel sich ausbreiten in gefährlichem Maße verbreitet, dann drohet es tödtlich zu werden. Wenn eine landwirthschaftliche Ueberschwemmung eintritt, so kann man dem Joll und beim Fuß das steigende Wasser messen und das hereinbrechende Unglück voraussehen.

So sind in diesen Vereinigten Staaten Grundübel von deren Verbreitung oder Einschränkung der Untergang oder das Fortdauern unserer Republik bedingt ist: Eine heuchlerische fanatische Frömmel, ein verzweifelter Schwaßkopf, Treulosigkeit und Unredlichkeit in öffentlichen Aemtern und die Neger-Sklaverei.

Jedes dieser einzelnen Uebel ist bei noch größerer Verbreitung fähig die jetzige Republik der Vereinigten Staaten zu Grunde zu richten.

Wer aber bei immer steigendem Wasser eine Ueberschwemmung und entlichen Untergang nicht voraussieht, der hätte weniger Uebersichtskraft wie ein vierfüßiges Thier, das sich das Wasser nicht erst bis an den Hals kommen läßt, ehe es an Rettung denkt.

Es ist eine Nothwendigkeit der Deutschen in den Vereinigten Staaten (wenn auch nicht in Californie und Braunfels), überzeugt, daß diese eine größere Ausbreitung besitzender Uebel zuletzt der Bestand der Republik gefährdet sei, bezweigen halten sie Conventionen und stellen Platzen auf und gebeten allen ihren gesammten Einfluß anzuwenden um dem hereinbrechenden Verderben zu steuern. Diese Bewegung unter den Deutschen ist so durchgreifend und weit verbreitet in den Vereinigten Staaten, daß von den mehr als zweihundert deutsch-amerikanischen Zeitungen sich so viele zu Gunsten dieses Aussetzens des deutschen Elementes ausgesprochen, daß die Minorität unter dem Druck der Entrüstung und Vernichtung der „Einkauf“ (wie selbst die St. Louiser „Demokratische Presse“ sagt).

Wie sehr diese Bewegung der Deutschen

indef von oder bei (?) den Amerikanern verächtlich wird, das zeigt unter andern der San Antonio Ledger vom 15. Juni. Nach allerlei nichts sagenden allgemeinen Redensarten und wohlfeilen Spitzereien sagt dieses Blatt: „Unsere Constitution sichert uns den Denk- und Redefreiheit und erkennt das Recht an, daß die Mehrheit herrsche.“ Sind diese Musterreformatoren nicht gesonnen diese Grundzüge zu unterschreiben? Allerdings Herr Ledger, und grade mit diesem Recht der Majorität wollen diese Musterreformatoren auch Musterrepublikaner kämpfen.

Wenn aber der „Ledger“ gleich darauf den deutschen Reformern so viel Verstand nicht zutraut, daß sie einsehen können, daß man bei jeder gesellschaftlichen Vereinigung und bei jedem politischen Verband etwas von seiner persönlichen Freiheit aufgeben müsse und er sagt, daß diese deutschen Reformen einen Zustand der Gesetzlosigkeit herbeizuführen wünschten, dann kann man kaum umhin zu glauben, daß boswillige Ehrenbläser es sich haben angelegen sein lassen durch gern gehörte Redensarten sich bei den Amerikanern ein „rothes Köhlein“ zu verdienen. Einer großen Fiktionsermeldung, die am 29. Mai in Houston gehalten wurde, wird freilich in den englischen Zeitungen mit allem Lobe erwähnt, standen ja doch bei derselben Männer an der Spitze, deren Namen „hinlänglich für die Respektabilität dieser Meeting bürgt.“ Wir Deutschen, die wir indef weniger von einem schülerhaften Autoritätsglauben, weiter in Sachen der Religion noch in Sachen der Politik, beherrscht werden, wie die Amerikaner, halten dafür, daß man, namentlich in Amerika, eine politische Meeting mehr nach dem Stoff und zeitliche Beantwortung, als nach Namen und Namen beurtheilen müsse. Eine Meeting, in welcher einmüthig und mit Enthusiasmus der Beschluß angenommen wird, „daß wenn man Cuba nicht durch Kauf erwerben könne, daß sie auf alle Gefahr hin und auf argente eine bestmöglichste Weise uns zu verschaffen sei“, scheint doch so wenig mit den Gesinnungen dieser gerechten, geist- und friedliebenden amerikanischen Zeitungschriftleiter übereinzustimmen, die eben so sehr schmerzhaft über die deutschen Conventen befragt sind? — Freilich, die englischen Zeitungen sind Parteiblätter und müssen der öffentlichen Meinung schmeicheln. Sie dürfen weder eine Meinung der Gegenpartei, noch ihrer eigenen Ueberzeugung Gehör geben. Sie sind literarische Söldlinge und politische Landknechte, die Ihnen das alte Sprüchwort gilt: „sans argent point de suisses“, oder, wer uns bezahlet, für den sehten wir. Als Speichellecker, Schlepsträger und dienstfertige Pudel der öffentlichen Meinung, dürfen sie es nie wagen mit der moralischen Ueberzeugung einer Minorität der Majorität entgegenzutreten. Dafür begeben sie sich aber auch aller Würde ihres hohen - erufen und werden niemals so viel Achtung unter ihren Mitbürgern genießen, daß sie dieselben wie ein Perlees, überreden können, eine ehrenhafte und unentbehrliche Handlung statt einer unethischen aber vortheilhaften zu vollbringen, wie sie einhellig in ihrem Urtheil über die Heuchler Fiktionsermeldung bewiesen haben.

Die Vereinigten Staaten werden einst Cuba besitzen, das scheint gewiß. Das Jahr- und Handelsinteresse des Nordens und das Sklaveninteresse des Südens werden nicht eher ruhen, bis sie eine Gelegenheit gefunden haben, die Vereinigten - Staaten in einen Krieg zu verwickeln, dessen Ende die Eroberung Cubas ist. Wenn die europäischen Großmächte flug Landeln wollen, so sollten sie nur die Amerikaner so viel als möglich nach dem Süden hin Eroberungen machen lassen, damit der Sklaventrade des Südens sich so bald als möglich mächtig und selbstständig genug fühlt, um sich von dem Norden loszulösen. Zwei gleichmächtige Republiken können dann nicht lange neben einander bestehen, wie die Geschichte hinlänglich lehrt. Athen und Sparta, Rom und Carthago und selbst England und die Niederlande können hiezu als Beispiele dienen, wenn nicht außerdem noch die Annäherung des produzierenden Südens an das fabricirende Europa um so schneller eine Allianz des Südens mit einer auswärtigen Macht nach einen Krieg gegen die nördlichen Staaten hervorruft, der nur zum Schaden ihrer Republiken endigen kann.

Bei einem Schiffbruche gab mir ein Mitglied des Rath, ich solle mich nur ganz ruhig hinsetzen. Der Mann meinte es vielleicht ganz gut mit mir, vergaß aber, daß beim Schiffbruche der regelmäßige Schiffsdienst ganz aufhört und daß dann jeder an seinem Platze ist, der in der allgemeinen Gefahr genug Willen, Muth, und Geistesgegenwart genug besitzt, um hülfreiche Hand zu leisten. — Grade so machen es jetzt die Amerikaner mit uns Deutschen. Wir sollen und nur ganz ruhig hinsetzen, sie werden das Staatsgeschick in den sicheren Hafen bringen.

Im Dedwaschen, Segelziehen, Rudern und dergleichen Arbeiten auf dem Staatschiffe erkennen die Amerikaner gerne unsere Nützlichkeit an, aber es ist für diese Eingeweihten in den Augen der Amerikaner ein Verbrechen, wenn sie auch etwas von der Leistung des Schiffes, vom Gebrauche der Masten, des Segelns, der Segelarten, der Segelrhythmen u. s. w. verstehen wollen.

Unsere Ueberzeugung ist, daß grade das deutsche Element einen wesentlichen Bestandtheil für das Leben der amerikanischen Republik bildet. Die anerkannte Arbeitskraft und der Fleiß der deutschen Einwanderer ist nicht das einzige Nützliche für die V. St. — Der den Deutschen angeborne republikanische Sinn, der es trennt und frei ist von Parteilichkeit, ihr ideales theoretisches Streben, sind gar sehr geeignet in dem Staatsleben der Amerikaner reinere und edlere Motive in Wirksamkeit zu setzen. Wenn jedoch diesem deutschen Elemente nicht durch das praktische Selbstinteresse der Amerikaner und die daraus entspringende Wahrung der größtmöglichen Freiheit des Individuums und der einzelnen Staaten das Gleichgewicht gehalten würde, so würde der deutsche Ideal und theoretische Sinn zur Verleugerei, zur Centralisation und zur Diktatur führen. Darum ist es zu wünschen, daß auch das deutsche Element nicht ungebührlich übergreife. Aber daß die jetzige Bewegung des deutschen Elementes eine tirge, ende und weisliche ist, die nicht wie Strochfeuer und Seifenblasen vergänglich, das sollen sich die Gegner nur nicht weis machen.

Russisch-Türkischer Krieg.  
— Ein Zusammentreffen der russischen und der verbündeten Flotten bei Kronstadt wurde in kürzester Zeit mit Sicherheit erwartet.  
— Die Stellung Oesterreichs gegen Rußland gewinnt mit jedem Tage einen mehr feindseligen Charakter; es wurde angenommen, daß es sich sehr bald für die weltliche Mächte erklären wird.  
— Die verbündeten Flotten haben 20. September 4 Tage hindurch bombardirt.  
Der türkische Kriegsdampfer von 16 Kanonen „Tiger“ strandete nahe Drestia und war gezwungen, sich den Russen zu ergeben, da die beiden Kriegsdampfer, die ihm zu Hülfe eilten, sich als unzulänglich den russischen Batterien gegenüber erwiesen.  
— Es circulirt das Gerücht, daß zum Abschluß eines Bündnisses zwischen den westlichen und deutschen Mächten eine neue Conferenz in Wien zusammenzutreten werde.  
— Die Nachricht vom dem Bombardement von Neval wird stark bestritten.  
— Die europäischen Zeitungen bringen die Nachricht, daß 70,000 Franzosen in Mexiko erwartet werden.  
— Die Russen haben das Bombardement von Sibiria wieder aufgenommen.  
— Es hieß sich das Gerücht verbreitet, daß von Oesterreich und Preußen neue Verstärkungen an Rußland abgegangen seien.  
— Der von den Russen genommene englische Kriegsdampfer soll verbrannt worden sein.  
— Es wird berichtet, daß es die Absicht der englisch-französischen Crepiten ist, den Krieg in das Herz von Rußland zu tragen und daß zu diesem Zweck der Versuch gemacht werden soll, die Krime zu insurgiren. Die Eskadren sollen 20,000 Mann nach Sebastopol einschiffen lassen.  
— Die Denun ist über ihre Ufer getreten und hat den Russen großen Schaden verursacht. 18,000 Russen sollen bereits in der Dobrußina den Hiefern und der Cholera erlegen sein.  
— 5000 (?) Russen befanden sich auf dem Markise von Petersburg nach Warshaw. In Petersburg ist bereits Mangel an Provisionen eingetreten.  
— Preußen hat eine neue Kratenausscheidung von 100,000 Mann beordert.  
— Seit dem Bombardement von Drestia sind 20 russische Kaufleute im schwarzen Meere ergriffen worden. Das Bombardement von Sebastopol, das 4 Tage währt, soll von einem großen Sturm begleitet zu sein.  
— Die östreichische, nach der nordöstlichen Grenze des Reichs bestimmte Armee besteht aus 90,000 Mann, meistens Rekruten.  
— Der Verlust der Russen durch das Niederbrennen des Depots in Hofschim soll unermesslich sein.  
— Von Petersburg aus ist der Befehl zu neuen Rekrutierungen erlassen.

(Eingefandt.)  
Die unterzeichneten Vereine von Neu-Braunfels beschließen am 14. Juni die diesjährige Feier des 4. Juli betreffend folgendes.  
1. Die Vereine werden durch Deputationen von je zwei Delegaten von jedem Verein repräsentirt, welche den Zug ordnen und eröffnen, darauf folgt ein Musikchor und die verschleebenen Fahnen, voran die Vereinigte Staaten Flagge, darauf der Zug im Allgemeinen.  
2. Die Vereine begeben sich 7½ Uhr Morgens von ihren Localen auf den Versammlungsplatz unter dem Vereinsberge.  
3. Der Zug beginnt 8 Uhr vom Versammlungsplatze aus nach der

San Antonio Straße bei Hebe-meier's Hause, geht von dort die San Antonio Straße hinunter bis zum Markt, von dort die Seguin-Straße hinunter bis zu Dr. Köster's Hause, biegt von dort in die Comal-Straße, geht diese hinauf bis zur Mühlen-Straße, diese hinauf bis zur Seguin-Straße und dann auf den Marktplatz. Dort wird die Unabhängigkeitserklärung in englischer und deutscher Sprache vorgelesen. Die Pausen werden durch Gesang des Singvereins und Musik abwechselnd ausgefüllt.

4. Die Vereine laden sämtliche Bewohner von Neu-Braunfels und Umgegend zur Theilnahme an dieser Festfeier ein.

Der Gewerbeverein.  
Der Gesangverein.  
Der Handwerkerbund.  
Der politische Verein.

Holloway's Salbe und Pillen haben einen frischen Fuß kurirt und verbürgt, daß derselbe abgenommen werden mußte. — Herr James Palmer, Nr. 1 Mansfountain, Bluff-Street, Liverpool, litt fröhlich an einem frischen Fuß. Die ausgezeichneten Nerze behandelten Herrn Palmer und glaubten daß es notwendig sei, einen frischen Fuß amputiren, jedoch bevor der abgenommene Fuß geheilt war, zeigte sich die Krankheit aus oder demselben und die Nerze riefen aus, um gefahrliche Folgen zu vermeiden, daß man den ganzen Fuß abnehmen solle. Dagegen machte Herr Palmer Einwendungen und zog so vor lieber Holloway's Salbe und Pillen zu versuchen, die eine vollkommene Kur zuwege brachten, jedoch P. jetzt gehen und arbeiten kann wie zuvor. Dieser Fall kann durch Herrn Martin, Chemist, 20, Coppenas-Str., Liverpool bestätigt werden.

Wir erlauben die Herren Einsender von Artikeln, die S. A. T. Convention und darauf Bezugliches betreffen, mit ferneren Einladungen unser Blatt nicht mehr zu überfüllen und es uns nicht über zu nehmen, wenn wir, wie bereits schon mit einigen der Art Artikel geschrieben, dieselben namentlich nach dem Wunsch der meisten unserer auswärtigen Abonnenten, nicht aufnehmen werden. Die Redaction.

Wherens, Justus Odum is charged with having committed murder upon the body of Peter Sauer in the county of Harris of this State, on the 8 day of May 1854 and wherens it has been made known to me that the said Justus Odum has fled from justice.

Now therefore. Be it known that I, E. M. Pease, Governor of said State, by virtue of the authority vested in me by law, do hereby offer a reward of two hundred and fifty dollars for the apprehension and delivery of said Odum to the Sheriff of Harris County in order that he may be dealt with according to law.

In testimony whereof, I have hereunto set my hand and caused the Great Seal of the State to be affixed. Done at the City of Austin, this 10th. day of June 1854 and of the Independence of Texas the nineteenth year.

Be the Governor E. M. PEASE.  
EDWARD CLARK,  
secretary of State.

Einladung zur Festfeier des 4. Juli durch den Handwerkerbund auf der Jörentzen in Neu-Braunfels.

Bei günstigen Wetter! Morgens 4 Uhr beginnt das Bombardement an der Jörentzen.  
Punkt 7 Uhr wird das Signal durch 3 Kanonenschüsse zur Versammlung im Vocal für die Theilnehmer des Tages gegeben.  
Nach der Beendigung des Tages kräftiges Frühstück mit gutem Getränk und Harmonie-Musik.  
3 Uhr Nachmittags Anfang des Balls.  
Für hübsche Plätze, schmackhafte Speisen, hübsche gute Weine und ausgezeichnete Musik wird die größte Sorgfalt verwendet sein.  
Alle, welche ein hübsches und besonders Bergnügen suchen, sind herzlich eingeladen.  
31. 33] Das Comité.

Gewerbeverein.  
Sitzung den 26. d. M. bei Holstamp.  
L. Schenk, Schriftführer.

Ein guter Ochsenwagen mit 4 bis 5 Joch Ochsen ist billig zu verkaufen bei  
Gruy Dieß  
an der Friedrichsburger Straße.

Unterzeichnete bringt dem geehrten Publikum zur Anzeige, daß er sein Weibschiff im Hause des Herrn Zuschlag betreibt und verfertigt einen jeden seiner Käufer mit guter, geschmackvoller Arbeit zu befriedigen.  
Neu-Braunfels, den 19. Juni 1854.  
J. Miller,  
Schriftf.

San Antonio Straße bei Hebe-meier's Hause, geht von dort die San Antonio Straße hinunter bis zum Markt, von dort die Seguin-Straße hinunter bis zu Dr. Köster's Hause, biegt von dort in die Comal-Straße, geht diese hinauf bis zur Mühlen-Straße, diese hinauf bis zur Seguin-Straße und dann auf den Marktplatz. Dort wird die Unabhängigkeitserklärung in englischer und deutscher Sprache vorgelesen. Die Pausen werden durch Gesang des Singvereins und Musik abwechselnd ausgefüllt.

4. Die Vereine laden sämtliche Bewohner von Neu-Braunfels und Umgegend zur Theilnahme an dieser Festfeier ein.

Der Gewerbeverein.  
Der Gesangverein.  
Der Handwerkerbund.  
Der politische Verein.

